

# GDS@ktuell

Forum für Hochschulkunde  
der Gemeinschaft für Deutsche Studentengeschichte (GDS)

[www.studentengeschichte.eu](http://www.studentengeschichte.eu)

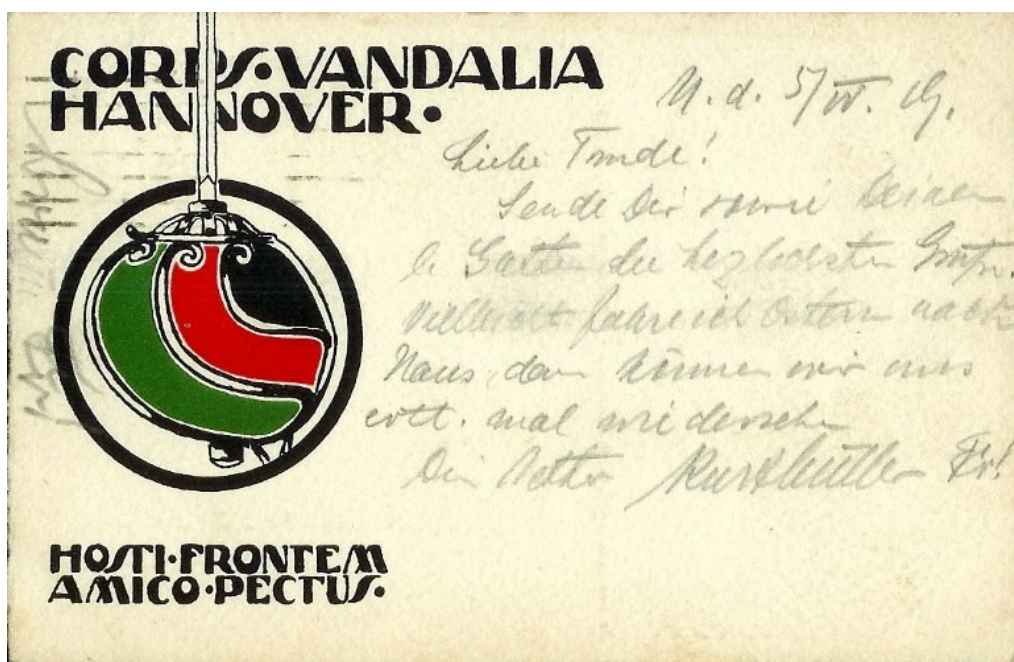
Nr. 266

VV 5.110

August 2006

**Redaktion:** Dr. Bernhard Grün (Gesamtgestaltung/Nachrichten), Timo Sentner (Bibliographie),  
Dr. Harald Lönnecker (Nachrichten), Gerhard Taus (Festschriften), Karsten Schiewe (Zeitschriften)

**Zuschriften:** [gds-archiv@gds-web.de](mailto:gds-archiv@gds-web.de)



**Corps Vandalia Hannover**, gegr. 1870 (1873?) Burschenschaft, 1875 Landsmannschaft, 1899 Corps, 1919 Fusion mit C. Macaria und C. Visurgia zum C. Macaro-Visurgia im WSC, 1935 aufgel., 1951 wiedergegr., seit 1970 wiederholt vertagt, zuletzt 1996;  
Wahlspruch: „Hosti frontem, amico pectus“, Farben: grün-rot-schwarz/dunkelgr. Mütze, CK gel. 1909 (SCC 1-25-045).

## Redaktionelles

Liebe Freunde!

Lacrimosum? Dem CV blieb die Aula der Münchener Universität als Veranstaltungsort einer Akademischen Festmatinee aus Anlaß seines 150-jährigen Bestehens versagt. Würde die Hochschulleitung wohl genauso mit dem zwiebelhäutenden Blechtrommler verfahren, der sich nun nach über 60 Jahren seiner eigenen Vergangenheit gestellt hat? Aufrichtigerweise wäre er wohl schon bei seinen Angaben zur Immatrikulation für das Kunststudium in Düsseldorf gescheitert. Daß es auch ganz ohne Studium zum Professor in Princeton reicht, hat dieser Tage ein Berufs-Grüner bewiesen, wer weiß, vielleicht winkt ihm demnächst bei solch akademischen Würden nun sogar der Friedens-Nobelpreis? Seine wohlbekannte Vergangenheit in Frankfurt dürfte ihm – hoffentlich – jedoch entgegenstehen. Studentische Verbindungen brauchen sich über ihre Vergangenheit keinen Illusionen hinzugeben – sie stehen pflichtgemäß unter Generalverdacht.

Mit studentischem Gruß!

*Dr. Bernhard Grün Z! Z!*

Sie kennen jemanden, der an dem Monatsbericht interessiert sein könnte und einen E-Postanschluß hat? Gerne sind wir bereit, unseren Verteiler an Interessierte zu erweitern!

Nachricht an: [gds-aktuell@gds-web.de](mailto:gds-aktuell@gds-web.de)

## Meldungen & Meinungen

- Die private **Universität Witten/Herdecke (UWH)** darf weiterhin neue Studierende im Studiengang Humanmedizin einschreiben. Zu dieser Entscheidung ist der Wissenschaftsrat auf seinen Sommersitzungen gelangt, nachdem er sich mehrfach mit der Zukunft der Humanmedizin in der UWH intensiv auseinandergesetzt hat. Ausschlaggebend für das positive Votum seien die deutlichen Fortschritte, die die UWH bei der Neukonzeption ihrer Humanmedizin gemacht habe. Dies gelte insbesondere mit Blick auf die einzurichtenden neun neuen Professuren, 21 zusätzliche wissenschaftliche Mitarbeiter und den Zuwachs der finanziellen Mittel um rund 11,5 Mio. Euro für die nächsten drei Jahre. Auch in der Forschung habe die Fakultät für Medizin, gemeinsam mit der Fakultät für Biowissenschaften der UWH, neue

Entwicklungen initiiert. Wesentlich für die Entscheidung sei zudem gewesen, daß das Land Nordrhein-Westfalen nach eigener Prüfung dem Wissenschaftsrat gegenüber bestätigt habe, daß auch die Finanzierung des Neukonzeptes gesichert sei. Zit. n. [www.wissenschaftsrat.de](http://www.wissenschaftsrat.de)

- Rund 200 deutsche Hochschulen befördern aktiv die Mobilität ihrer Studierenden und Graduierten innerhalb Europas. Ermöglicht werden diese Aktivitäten durch das EU-Programm **Leonardo da Vinci**. In diesem Jahr wurden für Deutschlands Hochschulen rund 8,6 Milliarden Euro ausgewiesen, um Unternehmenspraktika von jungen Akademikern zu fördern; das sind rund zwanzig Prozent mehr als im Vorjahr. Das Geld reicht aus, um mindestens 3600 Interessenten drei bis zwölf Monate lang mit einem monatlichen Beitrag von 350 bis 500 Euro plus Reise- und Sprachkostenzuschüsse zu unterstützen. Neben curricular verankerten Praktika können die von der Europäischen Union geförderten Auslandsphasen auch als freiwillige Praktika absolviert werden. Information: Nationale Agentur "Bildung für Europa" beim Bundesinstitut für Berufsbildung (BIBB), [www.na-bibb.de](http://www.na-bibb.de).
- Bereits am 1. April weihte der **Kösener Seniorenconventionsverband** (KSCV) den nach historischen Vorlagen gefertigten Nachguß des Jung-Bismarck-Denkmalns an der Rudelsburg ein. 1896 war die von Norbert Pfretzschner, Mitglied der Corps Thuringia Leipzig, Suevia Freiburg und Rhätia Innsbruck, gestaltete Plastik erstmals enthüllt worden, das den jungen Otto von Bismarck in burschikoser Pose mit seinem Hund Ariel als Mitglied des Corps Hannovera in Göttingen zeigt und 1951/52 in der DDR entfernt wurde. Die Innsbrucker Nachrichten berichteten in ihrer Ausgabe vom 12. August 1895: „Die Feier des 80. Geburtstags des Fürsten Bismarck hat einem tirolischen Künstler einen sehr ehrenvollen Auftrag eingebracht. Unser in Charlottenburg lebender Landsmann Norbert Pfretzschner wurde eingeladen, einen Entwurf für ein Bismarck-Denkmal herzustellen, das auf der romantischen Rudelsburg an der Saale errichtet werden soll. In fabelhaft kurzer Zeit hat Pfretzschner die Konzeption vollendet und seine in Ton ausgeführte Skizze war so bestechend, dass der Künstler die Ausführung des Denkmals ohne weiteres zugesichert erhielt. Dasselbe stellt Bismarck als flotten Bruder Studio dar, sitzend in voller Wuchs, das rechte Bein keck überschlagen, den gesenkten Schläger in der Rechten. Zur Modellierung des jugendlichen Kopfes hatte der Fürst Bilder aus der Zeit seines Göttinger Aufenthaltes zur Verfügung gestellt. Studentische Embleme, Fahnen und Kränze schmücken den durch Ecksäulchen flankierten Sockel. Das Original Modell der schönen Statue, über 1 ½ Meter hoch – eine charakteristische Verkörperung des blühenden Studentenlebens – zierte am 1. April eines der Gemächer von Friedrichsruh. Wenn die Ausführung des Denkmals, woran übrigens nicht zu zweifeln, den allgemeinen Beifall im selben Maße findet, wie die mit burschikos genialer Schneidigkeit modellierte Skizze, so ist Pfretzschner, der sich bekanntlich erst vor wenigen Jahren der plastischen Kunst zugewendet hat, ein gemachter Mann dem es an Aufträgen und Ehren nicht fehlen wird.“
- Wiedervereinigung umgekehrt: Als neues „Mosaiksteinchen“ der bereits prä-wendal in ersten Ansätzen sich zu DDR-Zeiten wieder entwickelnden Jenaer Korporationslandschaft versteht sich die katholische Studentenverbindung **Saarland**. Von Freitag auf Sonnabend, 14. - 15. Juli 2006, wurde die vormalige Saarbrücker Verbindung mit einem Festkommers im Hotel „Schwarzer Bär“ in Jena neu zum Leben geweckt. In Saarbrücken war die Nachwuchssituation trotz eigenem Haus in den vergangenen Jahren zunehmend schwierig geworden. Die Festrede im voll besetzten Festsaal hielt der ehemalige Präsident des thüringischen Landesrechnungshofes, Dr.

Heinrich Dietz. „Wir freuen uns, hier eine neue Heimat gefunden zu haben“, sagte Saarland-Sprecher Reiner Spring, der die Saarland als vorläufig noch einziger Aktiver vor Ort vertreten wird. Auf Mithilfe kann er jedoch durch den engagierten Jenaer CV-Zirkel St. Michael hoffen. Kontakte bestehen bereits zur Katholischen Studentengemeinde in Jena sowie zum Priesterseminar in Erfurt. Ein neues Heim konnte ebenfalls bereits bezogen werden im Löbdergraben 9 a. In dieser Straße residierten vor dem Krieg bereits zwei weitere Jenaer Verbindungen, die Turnerschaft Salia im Haus Nr. 9 und die Jenaer Burschenschaft Teutonia in Nr. 30. [www.diesaarlanden.de](http://www.diesaarlanden.de)

- Anlässlich des 100. Todestages des Würzburger Hochschullehrers **Herman Schell** (1850-1906; KDStV Thuringia Würzburg, KDStV Markomania Würzburg), werden vier der wichtigsten Programmschriften des auch international bedeutenden systematischen Theologen neu ediert. Mit seinem Bemühen, die vermeintlichen Gegensätze zwischen dem christlichen Glauben und der wissenschaftlichen Moderne zu überwinden, geriet er damals in Konflikt mit dem römischen Lehramt. Schell war in Deutschland die populärste Figur in der Modernismuskontroverse. Viele seiner Schriften kamen auf den Index der verbotenen Bücher: neben der berühmten Rede zum Antritt des Rektorats und der Einweihung der Neuen Universität am Sanderring vom 28. Oktober 1896 ("Theologie und Universität") und einem Aufsatz von 1904 ("Lehrende und lernende Kirche. Wissenschaft und Autorität") vor allem die beiden größeren Schriften "Der Katholicismus als Princip des Fortschritts" und "Die neue Zeit und der alte Glaube. Eine culturgeschichtliche Studie", die eine breite öffentliche Debatte in Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts zum Verhältnis von Kirche und Moderne auslösten. Die theologische Weitsicht Schells zeigt sich nicht zuletzt daran, dass viele seiner programmatischen Leitlinien seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965) offizielle Positionen der katholischen Kirche sind. Die vorliegende Ausgabe der seit langem vergriffenen Werke möchte auf die damals wie heute innovative Leistung dieses Würzburger Theologen aufmerksam machen: Thomas Franz (Hg.): Herman Schell, die neue Zeit und der alte Glaube. Vier theologische Programmschriften. Würzburg 2006, 263 S.
- Vorbildhaftes Beispiel für eine angesehene deutsche Schule im Ausland ist die 1992 gegründete **Hermann-Sudermann-Schule** Klaipeda/Litauen „für Kinder deutscher Herkunft zwecks Erhaltung der Allgemeinbildung in ihrer Nationalsprache und Förderung ihrer nationalen Kultur“ gemäß eigener Zielsetzung. Im Schuljahr 2004/05 wurden an der Schule, die von der ersten bis zur zwölften Klasse führt, rund 500 Kinder unterrichtet. Alle Klassen erhalten erweiterten Deutschunterricht von z. Zt. 10 Lehrkräften, darunter 2 Programmlehrer aus Deutschland. Die übrigen Fächer werden fast ausschließlich in litauischer Sprache unterrichtet. Ein enges Verhältnis mit Schüleraustausch existiert mit der Baltik-Gesamtschule in Lübeck. Zusätzlich steht den Schülern ein breites Angebot an Arbeitsgemeinschaften offen: Gesangsgruppe, Orff-Instrumenten-AG, Gitarrespieler, Keramik-Gruppen für alle Jahrgänge, Deutsch-AGs in der Grundschule für Spiele und Theater, AG für die Weiterentwicklung der Netzseite, AG für das Comenius-Projekt „Wir gehören zusammen“. Im 12ten Schuljahr haben die Schüler die Möglichkeit ein Deutsches Sprach-Diplom zu erwerben mit der Möglichkeit zum Studium an einer Universität in Deutschland, was etwa von der Hälfte der Schüler wahrgenommen wird. Für auswärtige Schüler besteht ein Internat mit 30 Plätzen. Der Namensgeber Hermann Sudermann (1857 - 1928) war Baltendeutscher aus Matzicken, besuchte in Elbing und Tilsit das Realgymnasium und studierte in Königsberg: [www.zudermanas.ku.lt](http://www.zudermanas.ku.lt)

## Neuerscheinungen & Rezensionen

SH-Verlag

- Die Bedeutung des **Kartellverbandes katholischer deutscher Studentenvereine (KV)** – geprägt durch Mitglieder wie Konrad Adenauer und August Everding, Josef Frings und Joseph Ratzinger – für die Personen- und Geistesgeschichte des katholischen Deutschland kann kaum überschätzt werden. Das Buch ist zum einen ein Rückblick auf die 150-jährige Tradition des KV, zum anderen ein Ausblick in die Zukunft von Kirche, Staat und Gesellschaft – sie umfaßt zwölf Beiträge. U.a.: Bischof Gebhard Fürst, Christliches Europa? Fundamente unserer Identität heute – Klaus Landfried, Deutsche Hochschulen im internationalen Wettbewerb: autonom oder landesherrlich verwaltet? Georg Wieland, Gibt es eine europäische Identität? Christopher Dowe, Deo et patriae! Zur Geschichte des KV im Deutschen Kaiserreich – Stephan Fuchs, Der Verband der katholischen Studentenvereine Deutschlands (KV) im Ersten Weltkrieg – Wolfgang Löhr, 150 Jahre KV – Studententum oder die Bedeutung des Prinzips Freundschaft – Michael F. Feldkamp, Kurt Georg Kiesinger und der KStV »Askania« im KV zu Berlin auf dem Weg ins »Dritte Reich« – Wolfgang Esche, 150 Jahre KV. Festveranstaltung in Berlin – Dieter A. Binder, Der KV in Österreich. Zwischen politischem Katholizismus und Marginalisierung. Löhr, Wolfgang (Hg.): Rückbesinnung und Ausblick . KV-Studententum nach 150 Jahren (Revocatio historiae 8) 222 S. m. Abb., geb. 19.80 EUR, bestellbar unter: [www.gds-web.de](http://www.gds-web.de)



Rezensionen

- Levens, Sonja: **Elite, Männlichkeit und Krieg. Tübinger und Cambridger Studenten 1900-1929** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 170). Göttingen 2005, 411 S. Daniel Menning: Obwohl die historische Forschung die Sonderwegsthese eigentlich zur Seite gelegt hat, gehen doch weiterhin nutzbringende Anregungen von ihr aus. Das zeigt die Dissertation von Sonja Levens, entstanden am Tübinger SFB 437 „Kriegserfahrung, Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“. Sie geht der Frage nach Kontinuitäten und Diskontinuitäten, Gemeinsamkeiten und Unterschieden der Mentalitäten Tübinger und Cambridger Studenten im Zeitraum vor und nach dem Ersten Weltkrieg nach. Im kulturwissenschaftlichen Vergleich wird die sich wandelnde Selbstkonstruktion zweier nationaler Eliten vor dem Hintergrund des für beide Seiten verschiedenen Ausgangs des Ersten Weltkrieges untersucht. Dabei betont die Arbeit den durch Kriegserfahrung und Kriegsausgang evozierten Wandel und zeigt zwei von Sieg und Niederlage in der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George F. Kennan) geprägte Wege in das erste Zwischenkriegsjahrzehnt. Gleichzeitig bereichert sie die Forschung um Auswirkungen des Ersten Weltkrieges auf die nationalen Eliten. Inhaltlich besteht die Arbeit aus zwei Teilen, dessen einer den Jahren 1900-1914 gewidmet ist, der andere den Jahren 1918-1929. Die „Bildung von Identitäten durch das studentische Gemeinschaftsleben“ (S. 17) ist dabei der Mittelpunkt auf der Suche nach dem

mentalitären Wandel im Gefolge des Ersten Weltkrieges und der Frage nach dem Stellenwert von Traditionen der Vorkriegszeit oder Erlebnissen des Weltkrieges in diesem Prozess. Dabei sind neu an der Arbeit ihre Überbrückung des Ersten Weltkrieges, der selbst nur kurz behandelt wird, der komparative Ansatz, der die unterschiedlichen Folgen des Kriegsausgangs verdeutlichen soll und die kulturwissenschaftliche Frage nach der „Konstruktion von Identität und Gemeinschaft“ (S. 20). Trotz zahlreicher Unterschiede zwischen den untersuchten Tübinger Verbindungen, in denen etwa 60% der Studentenschaft organisiert war, und den Cambridger Colleges, die fast alle Studenten umfassten, ist für den Vergleich beider Gruppen der gemeinsame Grundsatz wichtig: „Sie prägten studentische Identitäten mit dem Anspruch, eine nationale Elite hervorzubringen.“ (S. 27) Zudem ermögliche die Stadtperspektive den Vergleich von Diskurs und Praxis (S. 27). Unter dem Titel „Gentlemen und Bildungsbürger“ geht Sonja Levens im ersten Unterkapitel der Klassenzugehörigkeit der Studenten beider Universitäten nach. Diese war sowohl in Cambridge als auch in den Tübinger Verbindungen, wenn auch in letzteren graduell geringer, durch soziale Exklusivität geprägt. Dies ermöglichte die Abgrenzung nach unten, wobei Konsum und Kleidung zur Distinktion beitragen und gemeinsame Identität schufen (S. 31-55). Erziehungsziel waren dabei auf beiden Seiten vor allem Gemeinschaft und „Charakterformung“ (S. 80) und nicht das akademische Wissen. Der in Cambridge zu vermittelnde esprit de corps fand sich auch in Tübingen, wobei das Leben in den Verbindungen reglementierter war, das Erziehungsideal formeller und die Autorität stärker betont wurde (S. 56-81). Weiterhin wurde die Vorkriegszeit durch die Ausgrenzung von Frauen und die Identität stiftende Kultivierung von Männlichkeit in der studentischen Gemeinschaft geprägt. Zwar unterschieden sich Cambridge und Tübingen darin, dass in ersterem vor allem der Sport, in letzterem Fechten und Kneipen die Gemeinschaft erzeugten, die zugrunde liegenden Erziehungsziele waren aber die gleichen: Härte - Männlichkeit - Selbstdisziplin (S. 82-122). Sport und Fechten förderten dabei die Verknüpfung von studentischem und militärischem Ideal an beiden Universitäten und die Studenten präsentierten sich, auch in militärischer Hinsicht, als Führer der Nation. Allerdings war das Nationsverständnis in Tübingen stärker nach innen gerichtet, wohingegen es sich in Cambridge nach außen, auf das Empire hin, richtete (S. 123-154). Der Nation gegenüber standen die Feinde, wobei in Cambridge das Deutsche Reich primär diese Stellung einnahm, in Tübingen hingegen England und Frankreich als Feindbilder auftauchten. Rassische Konzepte, in Cambridge hauptsächlich mit Indern als Feindbild, und ein zunehmender Antisemitismus in Tübingen sowie ein kurzer Blick auf die Rolle der Studenten und Universitäten während des Krieges komplettieren das Kapitel zu den „Führer[n] der Nation“ (S. 155-188). Während die Kriegsinflation in Tübingen nach 1918 dafür sorgte, dass die durch Konsum geförderte Distinktion der Verbindungsstudenten nur noch eingeschränkt möglich war, „das Gefühl einer prekären und unsicheren Standesidentität [in den 1920er Jahren] vorherrschte“ (S. 197), konnten die Cambridger Studenten sich weiterhin durch conspicuous consumption vom Rest der Bevölkerung absetzen. Die ökonomische Nachkriegssituation führte in Tübingen daher zu einer verstärkten Kollektivierung, während in Cambridge gerade die Motorisierung der Studenten eine Individualisierung ermöglichte (S. 189-207). Die Männlichkeitsideale wandelten sich in der Folge. In Cambridge zeigte sich eine „Pluralisierung der studentischen Männlichkeitsideale“ (S. 233), in Tübingen fand eine begrenzte Anpassung, besonders was den vor dem Krieg abgelehnten Sport betraf, statt. Hinzu kam,



dass der Kriegsausgang in Cambridge die Abkehr von militärischen Idealen ermöglichte. Die englischen Studenten hatten im Krieg ihre Führerrolle bewiesen. Die Niederlage der Deutschen hingegen führte zu einer verstärkten Militarisierung. Einsätze von Studentenbattalionen in Bayern und im Ruhrgebiet verhinderten eine Zivilisierung ebenso, wie das Andenken an die Gefallenen und der Wunsch nach Wiedergutmachung der erlittenen Kriegsniederlage (S. 227-302). Die hieraus resultierende, sich schon vor dem Krieg andeutende Überhöhung der Nation im Tübinger Verbindungsleben der 1920er Jahre fand in Cambridge kein Äquivalent. Und so führten Militarisierung und Überhöhung der Nation, gepaart mit der Ablehnung der Weimarer Republik und völkischer Führervorstellungen, in Tübingen zur Radikalisierung der Studenten über die Frontgeneration hinaus, während sich in Cambridge der Internationalismus und der Völkerbund, nicht zuletzt zur Sicherung des britischen Weltmachtanspruchs, in der Nachkriegsgeneration zunehmender Beliebtheit erfreuten (S. 307-354). Zwar gab es auch im Großbritannien der Nachkriegszeit Antisemitismus und Antilibschewismus, er lag aber weit hinter dem der Tübinger Verbindungen zurück. Beiden Studentenschaften gemeinsam waren der höhere Stellenwert der Bildung nach 1918 und eine zunehmende „Politisierung“ (S. 364). Insgesamt dominierte somit der Wandel in Folge des Ersten Weltkrieges. Mit Traditionen wurde gebrochen und „beide Studentenschaften [blickten] mehr in die Zukunft, um ihre kollektive Identität zu definieren, als in die Vergangenheit.“ (S. 364) Personen-, Orts- und Sachregister komplettieren die Arbeit. Sonja Levens Arbeit gelingt es in überzeugender Weise, den Wandel der Studenten Tübingens und Cambridges nach 1918 vor dem Hintergrund der Vorkriegssituation zu beschreiben und abseits der oberflächlichen Unterschiede die strukturellen Gemeinsamkeiten für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg herauszuarbeiten. Die Vergleichsperspektive ermöglicht einerseits die Korrektur der Vorstellung nationaler Sonderwege für die Vorkriegszeit, andererseits zeigt sie die Brüche der deutschen Geschichte auf dem Weg in den Nationalsozialismus und der englischen auf dem Weg in den Pazifismus der 1930er Jahre, auf. Allerdings, und hier liegt ein Schwachpunkt der Arbeit, mit 18 Seiten kommt der Krieg sehr kurz, denn der Wandel begann nicht erst 1918, sondern in Tübingen schon während des Krieges (S. 186). Warum dieser frühere, stärkere Wandel in Cambridge nicht eintrat, dafür gibt es nur Vermutungen (S. 207). Gleichzeitig wird die angekündigte Wiederaufnahme dieser Wandlungsprozesse in den Nachkriegskapiteln nicht hinreichend eingelöst. Auch hätte man sich im ersten Kapitel zur Distinktion der Tübinger Studenten vor 1914 eine stärkere Beachtung der nicht in Verbindungen organisierten Studenten wünschen können. Denn Distinktion der Verbindungsstudenten musste sich in Tübingen, im Gegensatz zu Cambridge, nicht nur gegen die restliche Bevölkerung richten, sondern auch gegen die nicht in Verbindungen organisierten Studenten. Dass „das durchschnittlich niedrigere Budget der deutschen Studenten - eine Erklärung für die Tatsache [bietet], dass Formen der Uniformierung im Verbindungsleben wichtiger waren als in Cambridge“ (S. 49), erscheint als Erklärung zu statisch. Abschließend muss auch gesagt werden, dass man der Arbeit ein besseres Lektorat gewünscht hätte. Wortdopplungen, fehlende Wörter oder Wortendungen, sowie Kasusfehler und fehlerhafte Sätze stehen in krassem Gegensatz zur hohen Qualität der Arbeit. Trotz der Einwände ist Sonja Levens Arbeit sehr beachtenswert. Gerade durch den internationalen Vergleich, die Überbrückung des Ersten Weltkrieges und die Betonung der durch ihn evozierten mentalitären Veränderungen bereichert sie die Diskussion über den Wandel der deutschen und englischen Eliten in den ersten drei Dekaden des 20. Jahrhunderts.

- Balder, Hans-Georg: **Frankonia Bonn 1845 – 1995 – Die Geschichte einer deutschen Burschenschaft.** Hilden 2006, S. 1233 [rez. v. Michael Hacker]: 1905 wurde von der Altherrenschaft der Frankonia beschlossen, die Geschichte der Burschenschaft aufzuzeichnen. Gedauert hat es ein Jahrhundert bis zur Umsetzung. Hans-Georg Balder, bereits als Autor von mehreren burschenschaftlichen Werken (zuletzt „Die deutsche(n) Burschenschaft(en)“ hervorgetreten, hat den Beschluß der Altvorderen in 9-jähriger Arbeit umgesetzt. Dabei hat er sich für die Darstellung streng an die Semesterabfolge gehalten und bewußt auf eine thematische Untergliederung (z.B. Aktivitas, Altherrenschaft, Haus, Dachverband, Kartell) genauso wie auf ein detailliertes Inhaltsverzeichnis verzichtet. Für die Lektüre am Stück oder von interessierenden Epochen ist diese Art für den Leser von Vorteil, bei der (späteren) Suche nach bestimmten Ereignissen und zu bestimmten Themen wird der Nutzer jedoch eher Probleme haben, zumal ein Sach- und Personenverzeichnis leider fehlt. Stattdessen findet sich aber ein Verzeichnis aller Franken (bzw. Frankonen, wie sich die Mitglieder der Frankonia ursprünglich nannten), nach Eintrittsemestern geordnet, sowie Kurzdarstellungen der Bonner Korporationen und ihrer Dachverbände. Das Werk liest sich sehr flüssig, was erstens an Balders Stil (wenn er auch bisweilen für jüngere Leser etwas altmodisch wirkt, wie auch die Kapitelüberschriften in Fraktur) und zweitens an der laufenden Bebilderung im Text (meist Aktivenporträts) liegt. Die notwendigen oder hilfreichen Anmerkungen befinden sich in den Schlußnoten („aus drucktechnischen Gründen“) am Ende der jeweiligen Kapitel. Neben der Frankonia werden aber auch im notwendigen Maße die deutsche Geschichte, die Geschichte der deutschen bzw. Deutschen Burschenschaft (ab der Urburschenschaft 1815) sowie der Bonner Studentenschaft geschildert, was einen guten Gesamtüberblick und die Einordnung der Frankengeschichte in den geschichtlichen Rahmen ermöglicht. Hierbei hält der Autor mit seiner eigenen (konservativ-burschenschaftlichen) Meinung durchaus nicht „hinterm Berg“, wodurch die Darstellung authentischer klingt, als wenn die Geschichte nur nüchtern und distanziert geschildert würde. Kritische Anmerkungen auch zu internen Vorgängen in der Burschenschaft passen genauso ins Bild. Die Gratwanderung zwischen zuwenig und zuviel heikler Interna meistert Balder sehr gut; manche Andeutung läßt für einzelne (noch lebende) Franken peinliche Details nur erahnen. Von einer unkritischen „Lobhudelei“ ist das Buch weit entfernt. Nach 1200 Seiten Lektüre hat der geneigte Leser ein recht gutes Bild von der Geschichte und vom Selbstverständnis der Bonner Burschenschaft Frankonia, die am 11. Dezember 1845 von aus der Burschenschaft Fridericia ausgetretenen Studenten gegründet wurde. Sie ist damit die jüngere Schwesterburschenschaft der Alemannia zu Bonn, von der sie sich aber willentlich deutlich unterscheidet. Die zum Germanismus tendierende „weiße Burschenschaft“ Frankonia kann auf zahlreiche berühmte Mitglieder verweisen: Bernhard (von) Gudden (erster Sprecher, später als Leibarzt Ludwig II. von Bayern mit diesem zusammen ertrunken), Carl Schurz (1848er, Emigrant, US-General und –Innenminister, dessen 100. Todestag 2006 begangen wird), Friedrich Nietzsche (Philosoph, aber bereits als Aktiver wieder ausgetreten), Heinrich (von) Treitschke (der Historiker des deutschen Kaiserreiches), Konrad Küster (Initiator der Gründung der Reformburschenschaften, also der Burschenschaften des Allgemeinen Deutschen Burschenbundes = ADB) oder



der heute weniger bekannte Wilhelm Polligkeit (Sozialreformer; Gründer des Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverbands). Eher zu den „Berüchtigten“ zu zählen ist Arthur Köhler, der 1962 als eingeschleuster Stasi-Spion entlarvt wurde. Im Dachverband (Deutsche Burschenschaft = DB) und Kartell (Altweißes Kartell = AWK / Ring Weißer Burschenschaften = RWB) legte Frankonia immer Wert auf ihre Eigenständigkeit und lehnte Eingriffe in ihr Bundesleben strikt ab, was auch zu ihrem Ausschluß 1934 aus der DB führte, weil sie zum Lebensbund mit ihren jüdischen und „jüdisch versippten“ Frankenbrüdern stand. Als Burschenschaft republikanischer Prägung hat sie ihre Mitglieder zum gesellschaftlichen und politischen Engagement angehalten, mit politischen Erklärungen (auch durch den Dachverband DB) immer schwergetan. Zahlreiche Bonner Franken haben sich aber politisch und hochschulpolitisch betätigt, was im Buch entsprechende Berücksichtigung findet. Als Verfechterin des „weißen Prinzips“ legten die Franken immer Wert auf Stil und Wahrung von Formen, bisweilen auch als ins „Renommieren“ ableitend von den Alten Herren getadelt. Während sie ihren Prinzipien und ihrem Wahlspruch (Freiheit, Ehre, Vaterland) treu blieb, hat sie ihre Farben (weiß-rot-gold; weiße Mützen) schon Mal gewechselt. Natürlich kennt auch diese Verbindungsgeschichte Höhen und Tiefen, die sich zumeist an der Größe der Aktivitas, dem Vorhandensein (oder Nichtvorhandensein) eines ausreichend großen Hauses (das erste wurde 1887 gebaut, 1920 ein größeres gekauft und 1935 wieder verkauft; das heutige ist seit 1956 Eigentum) und natürlich dem Verhältnis der Frankenbrüdergenerationen untereinander abzuleiten ist. Auch Frankonia mußte 1935 politisch bedingt schließen, hatte 1940-45 eine NS-Kameradschaftszeit („Heinrich von Treitschke“) und einen schweren Wiederanfang nach dem 2. Weltkrieg unter alliierter Herrschaft. Streitpunkte, wie die Frage der (Bestimmungs)Mensur oder die Art des Verbindungslebens haben auch Frankonia Mitglieder gekostet (die Mitgliederliste zeigt deutliche Verluste durch Austritt oder Ausschluß). Die Keilfrage stand meist ganz oben auf der Tagesordnung. Hans-Georg Balder ist ein sehr lesenswertes Werk über eine bedeutende Burschenschaft gelungen. Auch wenn die Quellenlage aufgrund des Verlustes des Archives der Frankonia im 2. Weltkrieg sowie die weitgehende Nutzung der Semesterberichte der Aktivitas (bzw. ihrer jeweiligen Sprecher) eingeschränkt ist, ist das Ergebnis nicht nur für Bonner Franken lesenswert. Wer sich für burschenschaftliche Geschichte interessiert, kann zahlreiche Anregungen finden. Viele spätere (vor allem Bonner) Verbindungsgeschichten werden „den Balder“ sicher gerne als gute Quelle nutzen. Die Bonner Burschenschaft Frankonia darf sich deshalb glücklich ob dieses Bundesbruders und ihrer nunmehr gedruckt vorliegenden Geschichte schätzen.

- Wipf, Hans U.: **Studentische Politik und Kulturreform. Geschichte der Freistudenten-Bewegung 1896-1918** (Edition Archiv der deutschen Jugendbewegung 12). Schwalbach/Taunus 2005. 312 S. Christopher Dowe: Der Konservative Fritz Gerlich, der Schriftsteller Alfred Döblin und die sozialdemokratische Sozialpolitikerin Frieda Wunderlich teilen eine Gemeinsamkeit: Während ihrer Studienzeit gehörten sie einer studentischen Reformbewegung an, die zur wilhelminischen Zeit die Geschichte der Hochschulen wesentlich prägte, aber heute weitgehend in Vergessenheit geraten ist: der freistudentischen Bewegung. Diese Bewegung entstand kurz vor der Jahrhundertwende und verstand sich als Gegenpol zu den damals mitgliederstarken Studentenverbindungen. Studierende beiderlei Geschlechts schufen sich hier neue Räume studentischer Vergesellschaftung bei ihrem Versuch, ein neues, als zeitgemäß erachtetes Studententum zu schaffen.

Förderung von ganz unterschiedlichen Bildungsinteressen und Sport standen ganz oben auf der Liste der freistudentischen Angebote, die allen Studierenden offen stehen sollten. Der Erste Weltkrieg beendete diese Aktivitäten und die tiefgreifenden Veränderungen an den Hochschulen zu Beginn der Weimarer Republik verhinderten eine Neubelebung der freistudentischen Bewegung. Dem Archiv der Jugendbewegung kommt das Verdienst zu, die erste umfassende historische Analyse dieser Bewegung, eine 1995 an der Universität Hannover eingereichte (und als Microfish zugängliche) Dissertation in überarbeiteter, leicht gekürzter und aktualisierter Form einem breiteren Publikum zugänglich gemacht zu haben. Dem Autor Hans-Ulrich Wipf ist es gelungen, trotz schwieriger Überlieferungslage eine Vielzahl an Quellen ausfindig zu machen. Insbesondere seine akribische Auswertung der grauen Literatur und der Periodika der freistudentischen Bewegung ist hier hervorzuheben. Als Entstehungsursachen für die freistudentische Bewegung sieht der Autor überzeugend die grundlegenden Veränderungen an den Hochschulen der wilhelminischen Zeit, die damals als Durchbruch zu einer Massenuniversität wahrgenommen wurden. Auf diese Veränderungen reagierte die freistudentische Bewegung mit ihren vielfältigen Angeboten auf der Basis praktischer Selbsthilfe. Doch die freistudentische Bewegung stieß von Anfang an auf Widerstände. Die Studentenverbindungen sahen den eigenen Einfluss gefährdet und fühlten sich durch die Bildungs- und Veranstaltungsangebote der freistudentischen Bewegung herausgefordert, was nicht nur zu Polemiken gegen die Freistudenten, sondern auch zu intensiven Debatten in den Verbindungen über mögliche innere Reformen führte - ein Aspekt, der die Bedeutung der freistudentischen Bewegung sehr deutlich macht, den Wipf aber nicht verfolgen kann und den künftige Forschungen zur Geschichte der Studentenverbindungen aufnehmen sollten. Sowohl innerhalb als auch außerhalb der freistudentischen Bewegung war der Vertretungsanspruch der Freistudenten umstritten. Denn viele freistudentische Zusammenschlüsse vertraten gegenüber Studentenverbindungen und Universitätsleitungen den Anspruch, für alle nichtorganisierten Studierenden zu sprechen, ohne dazu autorisiert worden zu sein. Die entsprechenden Auseinandersetzungen und das schließliche Scheitern des umfassenden Vertretungsanspruchs zeigt Wipf differenziert in verschiedenen Kapiteln seiner Arbeit. Der Autor wendet sich auch den vielfältigen freistudentischen Bildungsprogrammen mit ihren eigenen Organisationsformen, mit Seminaren, Vorträgen und Diskussionen zu. Das Spektrum der möglichen Themen war weit, Literatur und Kunstreform wurden ebenso behandelt wie der Arbeitsschutz und parteipolitische Programme einschließlich der SPD, was ebenso zu Konflikten mit Universitätsleitungen führen konnte wie die Auseinandersetzung mit Positionen der Frauenbewegung und der Sexualreform. Die Freistudenten widmeten sich aber auch dem normalen Universitätsstoff. Denn die Veranstaltungsform des Seminars mit studentischen Vorträgen und Diskussion war an den Universitäten zu dieser Zeit noch eine Seltenheit. Vorherrschend waren in der freistudentischen Bewegung humanistische Ideale, die aber um Elemente zeitgenössischer Reformbestrebungen ergänzt wurden. So fanden beispielsweise Dürerbund und Comenius-Gesellschaft reichen Widerhall. Diese Offenheit für zeitgenössische Reformvorstellungen interpretiert Wipf als Reaktion auf die sichtbar werdende Distanz zwischen studentischem Bildungsdünkel und Entwertung humanistischen Bildungsgeistes im Gefolge des Modernisierungsschubes. Der Bekämpfung von Duell und Mensur öffneten sich Freistudenten unterschiedlich stark. Die strikten Gegner blieben in der Minderheit. Die Mehrheit strebte nach einer Eingrenzung des Duellwesens. Duelle, vereinzelt sogar auf Pistolen, fanden weiterhin

auch unter Beteiligung von Freistudenten statt. Dies verweise auf die Enge des Spielraums in der wilhelminischen Studentenschaft, so Wipf. Der Autor erwähnt zwar Alternativen in der Jugendbewegung, in Reformburschenschaften und katholischen Studentenorganisationen, marginalisiert diese Gruppen aber mit Blick auf sein Bild von der gesamten Studentenschaft. Dabei stellten allein die katholischen Studentenverbindungen mehr als zehn Prozent aller Studierenden und vermutlich mehr als jeden Fünften unter den in Studentenverbindungen organisierten Studierenden. Ähnlich urteilt Wipf mit Blick auf den Antisemitismus, der sich – so Wipf – bis 1900 als Norm in allen Verbindungen einschließlich der Reformburschenschaften und der christlichen Verbindungen durchgesetzt habe. Für die katholischen Studentenorganisationen z. B. ist diese Annahme so nicht zu halten [1]. Wipfs Analyse antisemitischer Stimmen in der freistudentischen Bewegung zeichnet sich dessen ungeachtet durch Differenziertheit aus: Die freistudentische Bewegung sei kein Hort des Antisemitismus gewesen, aber besonders in den Anfängen hätten sich antisemitische Stimmen bemerkbar gemacht. Je ausgeprägter das freistudentische Klima gewesen sei, desto weniger empfänglich seien die Studierenden für Antisemitismus gewesen. Am Beispiel des Akademischen Kulturkampfes, in dem Teile der Studentenschaft katholische Studentenverbindungen aus den Studentenvertretungen ausschlossen und ein Verbot katholischer Studentenorganisationen forderten, zeigt Wipf, dass zwischen den vergleichsweise liberalen Programmen der Freistudenten und dem Anspruch, die gesamte nichtorganisierte Studentenschaft zu vertreten, häufig ein nur mühsam gekitteter Widerspruch bestand. Dies führte zu sehr unterschiedlichen Reaktionen der Freistudenten, die von Zurückhaltung im Akademischen Kulturkampf bis zu engagierter Beteiligung reichten. Zwei freistudentische Flügel identifiziert Wipf in den Debatten um eine Reform der Hochschulgesetzgebung. Während die einen die Beseitigung aller Sondergesetze und volle Koalitionsfreiheit für Studierende forderten, strebten die anderen nach einer Modifizierung der Disziplinarordnung und nach einer Rechtsgarantie für freistudentische Zusammenschlüsse. Letzteres war für alle Freistudenten wichtig, da die freistudentischen Organisationen wegen ihres Anspruchs, alle nichtorganisierten Studierenden zu vertreten, aber auch wegen Veranstaltungen mit Politikern oder Frauenrechtlerinnen immer wieder massiven Angriffen ausgesetzt waren und teilweise von den Universitätsleitungen verboten wurden. Trotzdem erlangte die freistudentische Bewegung eine große Breite, auch wenn genaue Mitgliederangaben aufgrund des Selbstverständnisses der Freistudentischen Bewegung nicht gemacht werden können. Hinweise auf die soziale Zusammensetzung der Bewegung gibt Wipf, indem er die Herkunft von freistudentischen Funktionsträger genauer analysiert. Warum Krieg und Revolution das Ende der freistudentischen Bewegung bedeuteten, erläutert Wipf abschließend. Viele freistudentische Forderungen fanden ihren Niederschlag in den neuen Allgemeinen Studentenausschüssen der Weimarer Republik. Wipf sieht aber die Bedeutung der freistudentischen Bewegung weniger in deren ideeller Vorläuferfunktion. Vielmehr betont der Autor die Relevanz der in der freistudentischen Bewegung gelebten vielfältigen Alltagswelt, die von Diskussionen und Toleranz gegenüber anderen Meinungen geprägt gewesen sei, die Studentinnen und Studenten Freiräume für gemeinsames Engagement bot und so kompensierte, was Studentenverbindungen und Lehrpläne der wilhelminischen Massenuniversitäten versäumt hätten. So hätten die Erfahrungen in der freistudentischen Bewegung, resümiert Wipf, die Mitglieder auf die Pluralität der Weimarer Republik vorbereitet. Wipfs Arbeit ist in mehrfacher Hinsicht wichtig und verdienstvoll. Sie zeigt einmal mehr, welche große Bedeutung gerade bei

schlechter archivalischer Überlieferung umsichtig ausgewertete zeitgenössische Periodika und grauen Literatur besitzen. Wipfs Ergebnisse sind aber auch für die Studenten- und Universitätsgeschichte des Kaiserreichs sowie für die Deutung der wilhelminischen akademisch ausgebildeten Eliten sehr aufschlussreich. Denn er untersucht eine Studierendengruppe, die in vielem ein Kontrastprogramm zu dem bot, was gemeinhin mit Studierenden der wilhelminischen Zeit verbunden wird. Wenn man Wipfs Erkenntnisse mit anderen Erträgen der neueren Studentengeschichtsschreibung zusammen liest [2], entstehen deutliche Zweifel an dem Geschichtsbild, demzufolge der schlagende Corpsstudent das Idealbild der wilhelminischen Epoche sei. Denn diese Vorstellung basiert darauf, dem zeitgenössischen Selbstverständnis der schlagenden Verbindungen folgend andere Studierende wie jugendbewegte Studierendengruppen, kirchentreue Katholiken, die Mitglieder der ersten Studentinnenvereine und die freistudentische Bewegung zu marginalisieren. Berücksichtigt man jedoch auch diese Studierenden, ergibt sich ein Bild der wilhelminischen Studentenschaft, das durch Pluralisierungstendenzen und Vielfalt geprägt ist. Wie ertragreich moderne Studentengeschichte sein kann, dafür ist Wipfs Arbeit ein gutes Beispiel. <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2006-3-090>

- Howard, Thomas Albert: **Protestant Theology and the Making of the Modern German University**. Oxford 2006, 496 S. [rez. v. Johannes Wischmeyer, unter: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/id=8395&count=2149&recno=8&ty pe=rezbuecher&sort=datum&order=down&region=26>]

Was hat Jerusalem mit Athen zu tun, in welchem Verhältnis stehen Selbstreflexion des christlichen Glaubens und die intellektuellen Standards vergangener Gegenwart? Thomas Albert Howard, der als Vertreter des Fachs European intellectual history an Gordon College (Wenham / Mass.) das „Jerusalem and Athens“-Studienforum leitet, nimmt diese Leitfrage der Theologiegeschichte auf und richtet den Blick auf die deutsche Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Richtig erkennt er einen deutschen Sonderweg, dessen Auswirkungen auf die Formation des Wissenschaftsprofils der modernen, säkularen Forschungsuniversität nicht zu unterschätzen sind: Die theologischen Fakultäten bleiben in Deutschland trotz der Erschütterungen der frühneuzeitlichen Universität durch aufklärerische Kritik und napoleonische Kriege integraler Bestandteil der Universitäten. Zumindest die protestantischen Universitätstheologen bejahen diese Einbindung in das staatliche Bildungswesen weit überwiegend bis wenigstens zum Ersten Weltkrieg emphatisch, und sie leisten bedeutende Beiträge zur stürmischen Aufwärtsentwicklung der historischen Kulturwissenschaften seit ca. 1800. Die Geschichte der akademischen Theologie gehört also mit der des Aufstiegs der deutschen Universität im 19. Jh. zu einem weltweit imitierten Vorbild eng zusammen (6). Leitidee der Monographie ist, die wissenschaftsstrukturelle Entwicklung der deutschen protestantischen Theologie „from an apologetic, praxis-oriented, confessional enterprise in the post-reformation period to one increasingly ‘liberal’, expressive of the ethos of modern critical knowledge, or Wissenschaft“ (7) zu verfolgen? einerseits in einem weiten zeitlichen Ansatz vom 16. bis ins 20. Jahrhundert (Kap. 2 u. 5), v.a. jedoch konzentriert auf die Vorgänge zwischen 1789 und 1830, also in einer etwas erweiterten Sattelzeitperiode (Kap. 3 u. 4). Für Howard zeigt sich ein „Janusgesicht“ (403): Die strukturelle Gewichtsverschiebung innerhalb der modernen Universität schiebt die Theologie aus dem Zentrum auf einen Nebenschauplatz. Sie bleibt aber gleichzeitig bedeutend genug, um mindestens ebenso stark

wie die Wachstumsdisziplinen der modernen Philosophischen Fakultät globale Vorbildwirkung zu entfalten. Gegen vorschnelle Säkularisierungstheorien verweist Howard einerseits auf die Beharrungskräfte der Universität im 19. Jh., andererseits macht er das Innovationspotential der Disziplin stark; für sie stehen Namen wie F. Schleiermacher, F. C. Baur und A. von Harnack, die der Theologie ihren Platz in einer sich rationalisierenden und intellektualisierenden Wissenschaftswelt sichern. Eine dualistische Bestimmung der Beziehung zwischen Wissenschaft und Religion greife ohnehin zu kurz: Man müsse ebenso von einer religiösen Aufladung des neuen Wissenschaftsideals sprechen - von Howard in einer ausführlichen Interpretation der idealistisch-romantischen Schriften zur Berliner Universitätsgründung erläutert (142-177) - wie das brennende Anliegen der Theologen würdigen, die Wissenschaftlichkeit ihres Faches zu beweisen (33). Methodisch gelungen ist der Ansatz bei der Institution der theologischen Fakultät und ihren Disziplinen. „Disziplinreflexive“ und „institutionsspezifische“ Quellen (10f.) - z.B. Festreden, Universitätsstatuten, Disziplinengeschichten, Studienratgeber, Verwaltungstexte, wissenschaftliche Zeitschriften, Enzyklopädien und Briefwechsel, in denen sich facettenreich die Meinungen der Zeitgenossen zur Stellung der Theologie in der Universität, zu ihrem Verhältnis gegenüber den anderen universitären Disziplinen, zu ihrem Wissenschaftscharakter usw. spiegeln - sind in der Tat von der bisherigen Theologiegeschichte noch in ganz unzureichendem Maß berücksichtigt worden. Die starke Konzentration der Untersuchung auf die theologische Fakultät der 1810 neubegründeten Berliner Universität ist zu rechtfertigen, da der von prominenten Zeitgenossen auch im Hinblick auf das Existenzrecht einer theologischen Fakultät kontrovers diskutierte Gründungskontext, die anfängliche hochklassige Besetzung (193-211), die vorbildhafte Rolle der Metropolenuniversität und - nach einer langen Durststrecke zwischen 1830 und 1875, die Howard dilatorisch behandelt - auch ein deutliches wissenschaftliches Wiedererstarken zum Ende des 19. Jh. diese Institution zu einer der spannenderen in der neueren Theologiegeschichte machen. Die geweckten hohen Erwartungen kann der Autor aber leider in der Durchführung nicht immer einlösen. Er sitzt seinerseits in der theoretischen Engführung auf die Aspekte der Verstaatlichung („Erastian modernity“, 22) und Verwissenschaftlichung der protestantischen Theologie im 19. Jh. einem nicht mehr haltbaren Säkularisierungsmodell auf. Zumindest folgende Standardparadigmen hätte die Darstellung unbedingt berücksichtigen müssen: die Polarisierungen einer zunehmend „positionellen Theologie“ (M. Rössler) - mit dem Effekt der Spaltung in antagonistische theologische und kirchenpolitische Parteien - als fundamental mentalitätsprägenden Faktor; den pluralen „Verbandsprotestantismus“ (J.-Chr. Kaiser) als primären Raum von Interessenartikulation; und die neukonfessionelle „Kirchwerdung“ (M. Friedrich) als Phänomen allseitiger Distanznahme von staatlicher Religions- und Kultuspolitik auch auf der protestantischen Seite. Die genannten Faktoren verhelfen nicht nur zu einer wesentlich differenzierteren Sicht der mannigfachen Konstellationen im Beziehungsviereck Universitätstheologie - Staat - Kirche - Öffentlichkeit; sie helfen auch Sensibilität dafür zu entwickeln, wie unterschiedlich und individuell akademische Theologen zwischen 1810 und 1918 den Wissenschaftscharakter ihrer Disziplin begründen konnten. Die Eckpunkte „kirchlich-dogmatischer Repristinatio“, „spekulativer Religionsphilosophie“ und dem Forschungsimperativ folgender „historischer Kritik“ sind dabei nur allererste Schematisierungshilfen. Praktisch schwächt Howard andererseits seine Sache dadurch, daß er weder Quellen in

ausreichendem Umfang auswertet noch die deutschsprachige Sekundärliteratur der vergangenen Generation in adäquatem Umfang zur Kenntnis nimmt. Archivquellen werden nur sporadisch gesichtet, Primärliteratur scheint oft nach dem Zufallsprinzip herangezogen. Obgleich beispielsweise die Rolle Schleiermachers bei der Berliner Universitätsgründung extensiv dargestellt und hoch bewertet wird (133; 156), fehlen alle speziellen deutschsprachigen Schleiermacheruntersuchungen der letzten 20 Jahre. (Außerdem überschreitet die Zahl der Rechtschreibfehler bei zitierter deutscher Literatur jedes für einen renommierten Verlag akzeptable Maß.) De facto haben wir es also mit einer thesenstarken Überblicksdarstellung der Wissenschaftsgeschichte der deutschen protestantischen Theologie bis ca. 1918 zu tun, die für das 19. Jahrhundert stark auf den - für die Weltgeltung deutscher Theologie sicherlich entscheidenden - Konnex zwischen idealistischem Wissenschaftsethos und historisch-kritischer Grundlagenforschung setzt. In dieser Perspektive ist die Selbstinfragestellung der Disziplin seit Ende des 19. Jahrhunderts eine notwendige Folge der allgemein beobachteten Krise des Historismus. Entsprechend ambivalent fällt die postmodern informierte abschließende theologische Wertung Howards aus, die er anhand der bekannten Auseinandersetzung zwischen K. Barth und A. von Harnack um den Wissenschaftsstatus der Theologie illustriert. Die Monographie enthält auch für den sachkundigeren Leser interessante Abschnitte, etwa die hervorragende Darstellung des starken Eindrucks, den angelsächsische Akademiker auf ihren Bildungsreisen von der deutschen protestantischen Theologie erhielten (348-378). Legt man den Maßstab des von einer aktuellen Beschäftigung mit dem Thema wünschenswerten Ertrags an, fällt die Bilanz kritischer aus: Auf die in der Literatur tradierte, aber bislang kaum fundierte These, die Berliner Fakultät habe auf die deutschsprachige protestantische Theologie nach 1810 eine außergewöhnliche Vorbildwirkung ausgeübt, gibt Howard trotz seiner relativ genauen Analyse der Organisationsstruktur der Fakultät (178-193) keine Antwort. Seine These, Kirchenorgane und Fakultäten hätten im 19. Jh. gegenüber den Kultusbehörden kaum mehr Einfluß in Berufungsangelegenheiten gehabt (24f.), ist auch für Preußen so nicht haltbar; für die zahlreichen außerpreußischen Fakultäten stellt sich die Lage teilweise ganz anders dar. Die positiv-vermittelnde, die konservative und die neukonfessionelle Theologie, die von den Zeitgenossen der 'Modern German University' des 19. Jh.s als die beherrschenden Kräfte an der Mehrzahl der theologischen Fakultäten wahrgenommen wurden, gewinnen kaum Profil. Für dringend erwünschte repräsentative und quellennahe Untersuchungen des Wissenschaftssystems, der wissenschaftlichen Praxis und der polyzentrischen Wissenschaftspolitik der protestantischen Theologie des 19. Jh.s dient Howards Studie immerhin als anregender und stellenweise zum Widerspruch herausfordernder Stichwortgeber.

- Hehl, Ulrich von (Hg.): **Sachsens Landesuniversität in Monarchie, Republik und Diktatur**. Beiträge zur Geschichte des Universität Leipzig vom Kaiserreich bis zur Auflösung des Landes Sachsen 1952 (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte A3). Leipzig 2005, 592 S. [rez v. Anja Becker, unter: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2006-2-131>] Getreu der Devise ‚Angriff ist die beste Verteidigung‘ endet Ulrich von Hehl das Vorwort mit der Bemerkung, dass es nun seine Pflicht wäre, „seine Brust den erwartungsvoll gespitzten Dolchen künftiger Rezensenten darzubieten“ (S. 8), womit er andeutet, dass er sich der Schwächen des vorliegenden Sammelbandes bewusst ist. Dabei sind die einzelnen Beiträge fundiert und nicht nur in Leipzig von Interesse. Von Hehls Abriss des



Standes der Forschung zur Leipziger Universitätsgeschichte (S. 19-50) sowie eine umfangreiche ‚Auswahlbibliographie‘ (S. 537-575) bieten Ansatzpunkte für vertiefende Forschung. Die im Anhang kommentarlos angefügte Auflistung der Universitätsleitung (Rektor und Dekane) per Jahr zwischen 1852 und 1944/45 (S. 525-536) deutet allerdings an, dass Struktur und interne Logik des Bandes sowie unterliegende Motivation für die Publikation problematisch sind. Obwohl Leipzig die zweitälteste durchgehend bestehende Universität Deutschlands ist, gibt es bis heute keine umfangreiche Publikation zu ihrer Geschichte. Im Hinblick auf den 600. Jahrestag der Universität Leipzig im Jahr 2009 beschloss man daher bereits 1996 dieses Manko auszugleichen; die Universitätsgeschichte sollte in fünf Bänden aufgearbeitet werden. Allerdings krankt das Gesamtprojekt an Strukturlosigkeit. Einzelne Wissenschaftler stellen ihre individuellen Forschungsergebnisse vor, die aus aktuellem Anlass die Geschichte der Universität berühren.[2] Der gleiche Kritikpunkt trifft auch auf den vorliegenden Band zu; eine zusammenhängende Universitätsgeschichte ist das nicht. Von Hehl entschuldigt dies mit der Notwendigkeit, Detailforschung als Grundlage für das eigentliche Unterfangen durchzuführen (S. 20). Doch warum werden diese Vorarbeiten als Universitätsgeschichte verkauft? Der vorliegende Band vereint eher unausgewogen eine viel zu große Themenfülle. Allein das Kaiserreich bietet genügend Stoff für eine fundierte Detailstudie mit aktueller Brisanz: die Blütezeit der Universität Leipzig wird gewöhnlich auf den Zeitraum zwischen 1870 und 1900 festgelegt. Aber wie wurde Leipzig damals zu einer Universität von Weltniveau? Wieso, wann genau und warum begann der Niedergang? Wolfgang Tischner erwähnt, dass entgegen landläufiger Meinung Leipzigs Stern bereits in den 1880er Jahren und nicht erst nach der Jahrhundertwende zu sinken begann. Grund hierfür ist u.a. eine Phase „wohlwollender Vernachlässigung“ unter dem Bildungsministers Carl von Gerber (1871-91), wodurch die neusten Wissenschaftstrends „verschlafen“ wurden (S. 96). Dieser Gedanke sollte ausführlicher untersucht werden.[3] Insgesamt umfasst der Band sechs Teile, wobei der erste unter der Überschrift „Einleitung und Methodik“ von Hehls Abriss der Universitätsgeschichte sowie einen Artikel über die Bedeutung von Vorlesungsverzeichnissen als historischer Quelle umfasst, der vorrangig im 16. und 17. Jahrhundert angesiedelt ist (S. 51-71). Der Zusammenhang zwischen diesen Vorlesungsverzeichnissen und der Gesamtmethode ist allerdings unklar, zumal die nachfolgenden Beiträge allesamt im späten 19. bzw. in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts angesiedelt sind. Sie basieren auf zahlreichen Primärquellen aus z.B. dem Leipziger Universitätsarchiv. Zeitungsartikel wurden ebenfalls ausgewertet. Ein methodischer Artikel ist nicht beinhaltet. Der zweite Teil widmet sich in vier Beiträgen dem Kaiserreich, u.a. dem akademischen Bismarck-Kult (S. 75-90) und dem Universitätsjubiläum 1909 (S. 95-114). Im dritten Teil wird die Weimarer Republik abgehandelt. Bedeutungsschwer im Kontext heutiger Stellenkürzungen bei ansteigenden Studentenzahlen ist der Beitrag von Beatrix Kuchta über das Personalabbaugesetz von 1923/24 (S. 193-220). Sie vertritt die These, dass neben dem Abbau wissenschaftlichen Personals die „Gefahren, die von den Sparmaßnahmen für den – auch in der zeitgenössischen Statistik vernachlässigten – Verwaltungsbereich ausgegangen sind, in der inneruniversitären Diskussion kaum wahrgenommen worden zu sein scheinen“, was „für das Selbstverständnis der Hochschulen als symptomatisch gelten“ kann und „bis heute in der Universitätsgeschichtsschreibung nachwirkt“ (S. 214). Der vierte Teil widmet sich in nur drei Beiträgen „Wissenschaft unter politischen Vorzeichen im Dritten Reich und in der SBZ/DDR“. Markus Wustmann argumentiert hier, dass die „Gesellschaftswissenschaftliche Fakultät in Leipzig 1947-1951“ (S. 289-306) eine

„entscheidende Rolle bei der Unterwerfung der Universitäten – nicht nur der Leipziger – unter die kommunistische Herrschaft“ spielte (S. 289). Wustmann möchte sich erstmals nicht aus „Sicht der DDR- bzw. marxistischen Geschichtsschreibung“ (S. 289) dieser Problematik annehmen. Doch reflektiert er eine deutsche Geschichtsschreibung der frühen 1990er Jahre; so verzichteten 1992 die Herausgeber eines Sammelbandes über das Dritte Reich auf Beiträge von jüngeren Wissenschaftlern aus der DDR, da diese sich noch nicht „vom aufgezwungenen ideologischen Ballast“ befreien und „hin zu eigenständiger Forschungsarbeit und entsprechender Publikation hätten profilieren können“ [4]. Auch Wustmann läuft Gefahr, Geschichte vorrangig aus dem heute vorherrschenden Wertesystem heraus zu begreifen statt aus der Logik ihrer Zeit. Allein aufgrund dieser Problematik ist ein einzelner Beitrag zur SBZ/DDR, der aus einer Magisterarbeit erwuchs, keineswegs befriedigend. Der vorliegende Band widmet sich vor allem dem Dritten Reich. Zwei Beiträge im vierten Teil besprechen politische Entlassungen zwischen 1933 und 1945 (S. 241-262) sowie die Rolle Leipziger Doktoranden „zwischen Universität und Gegnerforschung“ (S. 263-287). Der zweitgenannte Beitrag von Carsten Schreiber untersucht Doktoranden und Assistenten der philosophischen Fakultät, die zwischen 1939 und 1945 führende Positionen im Reichssicherheitshauptamt (RSHA) als „Zentrale des nationalsozialistischen Terrors und Vernichtung“ innehatten (S. 263). Dabei wird die Frage aufgeworfen, wieso und inwiefern Akademiker diese besonders dunkle Seite des Dritten Reichs unterstützen konnten; offensichtlich schlossen sich „Liebe zur Literatur und Affinität zum SS-Terror“ nicht aus (S. 266). Schreiber kommt im Sinne der „Dialektik der Aufklärung“ zum Schluss, dass nicht rein wissenschaftliche Arbeit sondern die Förderung einer spezifischen, rationalen Mentalität das primäre Anliegen des RSHA war; insbesondere Wissenschaftlichkeit, Sachlichkeit und Objektivität (S. 287). Trotz der breiten Überschrift „Fächer und Disziplinen“ ist der fünfte Teil in vier von fünf Beiträgen wieder vorrangig mit der Zeit des Nationalsozialismus beschäftigt. Der fünfte Beitrag widmet sich allerdings der Geschichte der Sinologie bis 1925 (S. 309-339). Es handelt sich um eine verkürzte Version der unter BLUWig Reihe B Band 1 veröffentlichten Arbeit derselben Autorin [5]. So werden einzelne Fächer doppelt, andere gar nicht oder begrenzt auf eine spezifische Epoche aufgearbeitet. Durchaus ansprechend ist der sechste Teil, der sich mit der Studentenschaft auseinandersetzt und in drei Beiträgen auf die Gründung des Allgemeinen Studentenausschusses AStA 1904 (S. 425-448), Studentische Selbstverwaltung während der Weimarer Republik (S. 449-473) und den Studentenrat 1947-1948 (S. 497-522) eingeht; ein vierter Beitrag beschäftigt sich mit dem Frauenstudium im Dritten Reich (S. 475-495), wobei Sabine Steffens z.B. anhand von Studentenzahlen aufzeigt, dass mit Hitlers Machtantritt der Anteil an Studentinnen zurückging, seit Kriegsbeginn aber prozentual wieder anstieg (S. 478-480). Die Universität spiegelt also gesellschaftliche Umbrüche und Krisen wieder. Diese vier chronologisch aufeinander folgenden Beiträge könnten als beispielhaft für einen wohlstrukturierten Gesamtband betrachtet werden. Schade, dass die spezifischen Interessen der einzelnen Autoren im Rest des Bandes eine solche Ausgewogenheit nicht zuließen. Alles in allem ist der vorliegende Band ein ambitioniertes Unterfangen, das jedoch dem Anspruch, einen offiziellen Beitrag zur Geschichtsschreibung der Universität Leipzig zu leisten, nur unbefriedigend gerecht werden kann. Es ist eine weitgefächerte, durchaus anregende Materialsammlung sowie ein Forum für vorrangig junge Wissenschaftler.



- Steinbach, Matthias, Michael Ploenus (Hg.): **Universitätserfahrung Ost. DDR-Hochschullehrer im Gespräch.** Jena 2005, 332 S. [rez. v. Kai Agthe, unter: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2006-3-003>] Neun Emeriti, einstige DDR-Hochschullehrer verschiedener Disziplinen, werden zu ihrer Tätigkeit an der Friedrich-Schiller-Universität (FSU) in Jena befragt. Das Augenmerk von Matthias Steinbach und Michael Ploenus gilt vorzugsweise den Geisteswissenschaftlern. Die entstammen den Jahrgängen 1921 bis 1931. Die Autoren begründen die Konzentration auf das geistige Fach mit ihrer Kompetenz als Historiker. Der Chemiker Günther Drefahl (Jg. 1922), der ab 1962 der FSU mehrere Jahre als Rektor vorstand, bildet die Ausnahme von der Regel. Fixpunkte aller Gespräche sind die Fragen zu den großen politischen Zäsuren in der DDR, die sich mit den Jahren 1953, 1961 und 1968 verbinden. Die diesbezüglichen Auskünfte ermöglichen es auch den Nachgeborenen, die graduellen Unterschiede in den subjektiven Wahrnehmungen zu erkennen. Allein am Beispiel des Arbeiteraufstands vom 17. Juni 1953 wird das Problematische der individuellen Erinnerung erkennbar: Der Sportwissenschaftler Prof. Willi Schröder (Jg. 1927) etwa will an diesem Tag auf dem Hallmarkt in Halle (Saale) Erna Dorn als Sprecherin erlebt haben, obwohl keine stichhaltigen Beweise existieren, dass die „Kommandeuse“ (Stephan Hermlin) dort wirklich als Rednerin aufgetreten ist. Auch die Erinnerungen von Prof. Hans Richter (Jg. 1928), der den 17. Juni 1953 in Jena erlebte, zeugen m.E. von einer selektiven Wahrnehmung der Ereignisse. Bezogen auf das Arbeitsumfeld mag stimmen, was der Amerikanist Prof. Karl-Heinz Schönfelder (Jg. 1923) zu Protokoll gab, demzufolge der 17. Juni 1953 im Fachbereich Anglistik „überhaupt keinen Einfluss“ hatte. Günther Drefahl wird, was den Mauerbau vom 13. August 1961 betrifft, für das Gros seiner einstigen Professorenkollegen sprechen, wenn er beteuert: „Bis auf die profunden Marxisten und Parteifunktionäre empfand man die Mauer als eine Schande ...“ „Ws wurde den meisten Jenaer Professoren schlagartig bewusst, dass die Grenzschiebung sie von den internationalen Wissenschaftsforen (Vorträge, Konferenzen, Forschungsaufenthalte etc.) dauerhaft abschnitt. Allein der Kunsthistoriker Prof. Bernhard Wächter (Jg. 1924) betrachtete den Mauerbau – freilich aus privaten Erwägungen heraus – als „eine Art Erlösung“: „Denn mit einem Schlag war die untergründig doch immer noch lauernde Frage, wie machst du es nun richtig, beantwortet. Nun war sicher, dass man nicht mehr raus kam.“ Prof. Wächter bekennt aber auch explizit, dass er es in der DDR, so gegenüber dem MfS, an Zivilcourage habe fehlen lassen. Unter den Interviewten ist niemand ein Zuträger des MfS gewesen. Also beteuert auch keiner der Professoren, dass der „faustische Pakt“ mit dem Mielke-Ministerium eine Art der Weltverbesserung hätte bedeuten können – so hatte der Jenaer Kunsthistoriker Prof. Friedrich Möbius in seiner Autobiographie von 2001 seine Kooperation mit der Stasi begründet. Eher gelassen reagierten die meisten Befragten nach eigenen Angaben im Jahre 1976 auf die Ausbürgerung von Wolf Biermann. Der Kunsthistoriker Bernhard Wächter erinnert sich, dass das Ereignis in seiner Abteilung „keine allzu großen Wellen geschlagen“ hat und ergänzt: „Ich weiß nicht einmal mehr, ob wir eine Erklärung gegen ihn unterschrieben haben.“ Anpassung an die gesellschaftlichen Gegebenheiten hin oder her, Unwägbarkeiten gab es für Lehrstuhlinhaber im Universitätsalltag zahllose. Und je unorthodoxer ein Hochschullehrer – gemessen an den parteipolitischen Vorgaben – auftrat, um so problematischer konnte seine Position sein. Aber wohl kaum ein Lehrender dürfte mit solchen Argusaugen (auch und vor allem denen des allgegenwärtigen MfS) beobachtet worden sein wie der Professor für praktische Theologie Klaus-Peter Hertzsch

(Jg. 1930). Es blieb aber selbst für die DDR ein singuläres Phänomen, dass ihm und seinen Kollegen von der Sektion Theologie mit dem (in seinem Amt eher unglücklich wirkenden) Olof Klohr ein Professor für wissenschaftlichen Atheismus vor die Nase gesetzt wurde. Aber Klohr, so Hertzsch, sei ein jovialer Mensch gewesen und habe „hier [in Jena] eine geringere Rolle [gespielt] als in der westdeutschen Medien-Öffentlichkeit“. Prof. Hertzsch bestätigt auch, bei der Ausgestaltung der Lehre, von den allgemein gültigen Hochschulrahmenbedingungen abgesehen, autonom gewesen zu sein. Dass es politisch akzentuierte Kampagnen nicht nur gegen Theologen, sondern auch gegen Wissenschaftler anderer Provenienz gab, zeigt der Fall des Pädagogikprofessors und SED-Mitglieds Rudolf Menzel (Jg. 1921), der 1962 Opfer einer Rufmordaktion wurde, als er in seiner Habilitationsschrift den Schulunterricht in der DDR kritisch befragte. Man bezichtigte ihn des Revisionismus, der Überheblichkeit und „bürgerlicher Allüren“. Menzel fühlte sich nach eigenem Bekunden wie ein Angeklagter in einem Inquisitionsverfahren. Der Vorwurf eines „bürgerlichen Standpunkts“ war eine ideologische Keule, die in Jena gern geschwungen wurde. So gegen den Germanisten Prof. Joachim Müller, auf den sein Schüler und Kollege Hans Richter zu sprechen kommt. Auch der Slawist Gerhard Schaumann (Jg. 1927) wurde kurz nach dem Mauerbau gemaßregelt. Ein probates Mittel gegen Unbotmäßigkeit war das SED-Parteiverfahren. Weil Schaumann mit einigen Kollegen gegen das Mundtotmachen von Kritikern seine Stimme erhob, wurde ein Verfahren gegen ihn eingeleitet. Derartige Disziplinierungsmaßnahmen prägten künftiges Auftreten. Kritik wurde, wenn überhaupt artikuliert, meist weich verpackt, um nicht die eigene Position zu gefährden. Ob direkt oder zwischen den Zeilen formuliert: Zum Helden oder Märtyrer fühlte sich niemand berufen. Eins bedauern die Befragten unisono: Die kaum zu beziffernde, auf jeden Fall verlorene Zeit, die auch an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena zu DDR-Zeiten mit Zusammenkünften vertan wurde, die rein gar nichts mit universitärer Lehre und Forschung zu tun hatten. In seinem die Vorzüge und Nachteile derartiger Befragungen klug abwägenden Vorwort nennt der Spiritus rector des Unternehmens, Matthias Steinbach, Geschichte als „Dialog zwischen Menschen und Zeiten“. Deshalb bilden für den Jenaer Historiker auch und vor allem „Zeitzeugenberichte in Form lebensgeschichtlicher Interviews“ ein notwendiges Korrektiv zu den geglätteten Einseitigkeiten des offiziellen DDR-Schrifttums. Denn der Erkenntniswert der schriftlichen Hinterlassenschaften der „wirklichkeitsfremden Bürokratie“ namens DDR, auch das deutet der Herausgeber an, ist für die historische Forschung oft erschreckend gering. Der Band hätte gewonnen, wenn zu jedem Gesprächspartner ein Lebenslauf abgedruckt und eine Auswahl wichtiger Publikationen aufgeführt worden wäre. Im Abkürzungsverzeichnis fehlt die Erklärung für das von Rudolf Menzel auf Seite 71 verwendete Kürzel GVH. Es ist fraglos, dass die von Steinbach und Ploenus geführten Gespräche das Bild von der Lust und Last, die in der DDR mit einer Professur im Allgemeinen und an der FSU in Jena im Speziellen verbunden waren, schärfte. Es wäre jetzt an der Zeit, auch die Naturwissenschaftler, die zu DDR-Zeiten in Jena tätig waren, zu befragen. Das Buch kann Vorbildfunktion für alle Hochschulen in Ostdeutschland haben, ihren einstigen Hochschullehrern ähnliche Fragen zu stellen – auch und gerade dann, wenn die zwischen 1949 und 1989 liegende Geschichte der Universitäten von Greifswald bis Dresden nach den Quellen aufgearbeitet und publiziert sein sollte. Nicht nur Akten, auch die subjektive Authentizität von Zeitzeugen ist von Bedeutung.

- Roemer, Nils H.: **Jewish Scholarship and Culture in Nineteenth-Century Germany. Between History and Faith** (Studies in German Jewish Cultural History and Literature). Madison 2005, 251 S. [rez. v. Christhard Hoffmann, unter: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2006-3-051>]: Die Geschichte der jüdischen Geschichtskultur im Deutschland des 19. und frühen 20. Jahrhunderts hat sich in den letzten 15 Jahren als ein besonders lebendiges und fruchtbares Forschungsfeld erwiesen. Präziser als auf anderen Gebieten lassen sich der Wandel und die Vielfalt jüdischer Identitäten in der Neuzeit an den jeweiligen Konstruktionen und Deutungen der eigenen Vergangenheit ablesen. Akkulturation und Integration der Juden in Deutschland gingen einher mit der Entwicklung eines bürgerlich-emanzipatorischen Geschichtsbildes, das die lebensweltlichen Veränderungen als sinnvoll erscheinen ließ, sie legitimierte und dadurch weiter vorantrieb. Als sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dann - bedingt durch die verzögerte Emanzipation, die neu erstarkte Judenfeindschaft und eine fortschreitende Säkularisierung - das Bewusstsein einer Krise der Moderne unter den deutschen Juden verstärkte, führte dies zu einer „Rückkehr zur Geschichte“, d.h. zu einer Akzentuierung von solchen Geschichtsbildern, die sich zur Selbstbehauptung jüdischer Identität eigneten. Angesichts der zentralen Bedeutung von „Geschichte“ als Medium einer jüdischen Minderheitenkultur in Deutschland ist das Thema - weit über den engeren Bereich der Wissenschaftsgeschichte oder der Judaistik hinaus - von allgemeinem Interesse. Nils Roemers Studie, die auf seiner bei Yosef H. Yerushalmi im Jahre 2000 an der Columbia University abgeschlossenen Dissertation basiert, nähert sich der jüdischen Geschichtskultur aus einem speziellen Blickwinkel. Sie untersucht erstmals die Popularisierungs- und Rezeptionsgeschichte der Wissenschaft des Judentums und fragt danach, inwieweit ihre Werke ein breiteres Publikum gefunden und zur Ausprägung einer spezifischen Diasporakultur beigetragen haben. In 12 kurzen, chronologisch geordneten Kapiteln, die die Zeit von der Aufklärung bis zum Fin de siècle umfassen, wird die Entwicklung der jüdischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert einmal nicht auf die großen Namen (Zunz, Jost, Geiger, Graetz) reduziert, sondern aus dem Blickwinkel der sich herausbildenden jüdischen Öffentlichkeit dargestellt. Dabei geht es nicht nur um die inhaltliche Rezeption, d.h. um die sich zunehmend in verschiedene konfessionelle Richtungen (reform, neo-orthodox, konservativ) ausdifferenzierenden Wertungsmuster und ideologischen Positionen, sondern auch um die organisatorische Basis, d.h. um die Infrastruktur der jüdischen Geschichtskultur in Deutschland: die Zeitschriften, Lese- und Geschichtsvereine, Buchgemeinschaften, Leihbibliotheken, Rabbinerseminare und Schulen. Besonders am Beispiel des 1855 von Ludwig Philippson gegründeten „Instituts zur Förderung der israelitischen Literatur“, einem bis 1873 existierenden Buchklub, dessen Mitgliederzahl zwischen 2500 und 3500 lag und der die wichtigsten Werke der jüdischen Wissenschaft in preiswerten Ausgaben zugänglich machte, kann Roemer die Herausbildung eines überkonfessionellen jüdischen Lesepublikums prägnant deutlich machen. Indem das Literaturinstitut nur solche Werke in sein Buchprogramm aufnahm, die den Kriterien ideologischer Neutralität und allgemeiner Lesbarkeit genügen, wirkte es entscheidend auf die Wissenschaft des Judentums ein und beschleunigte deren Funktionswandel von einer abgehobenen Elitekultur zu einer Institution öffentlicher Erziehung. Der Geschichtsschreibung fiel dabei eine Schlüsselrolle zu. Dies alles ist gut dokumentiert, überzeugend argumentiert und innovativ. Roemer verknüpft seine Beobachtungen zur strukturellen Entwicklung der jüdischen Geschichtskultur im 19. Jahrhundert nun aber mit der inhaltlichen These, dass die Hinwendung zur Geschichte in der jüdischen Öffentlichkeit nicht Ausdruck

der Säkularisierung war, sondern, ganz im Gegenteil, ein kulturelles Programm zur Wiederbelebung religiöser Bindungen bedeutete. Angesichts politischer Rückschläge und der zunehmenden Auflösung traditioneller Religiosität hätten jüdische intellektuelle Meinungsführer sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stillschweigend vom säkularen Projekt der Aufklärung und dem liberalen Fortschrittsglauben verabschiedet und für die jüdische Gemeinschaft das Recht auf kulturelle und religiöse Differenz eingefordert: „German Jews became fearful of the secular and homogenizing principles of the Enlightenment that threatened to unravel German Jewish communities. German Jews, therefore, had to defend their civic equality with liberal arguments and reassert their distinctiveness by tacitly reformulating their relationship to the cultural politics of liberalism“ (S. 82). Geschichte und Religion wurden die wichtigsten Quellen eines neuen jüdischen Gemeinschaftsgefühls. Die gegen Ende des 19. Jahrhunderts fast überall entstehenden Geschichtsvereine verbreiteten eine „re-theologisierte“ Version jüdischer Geschichte, die sich vom säkularen Emanzipationsparadigma des Jahrhundertbeginns deutlich unterschied: „Jewish historians replaced the redemptive narrative of emancipation and the belief in progress of humanity as the propelling force in Jewish history with the notion of providence that elevated Judaism above the realm of profane history“ (S. 10). Die Popularisierung der jüdischen Geschichte habe nicht ein säkulares jüdisches Selbstverständnis, sondern eine neue Bindung an die jüdische Religion geschaffen, die somit ein wesentlicher Faktor in der Selbstdefinition der deutschen Juden blieb. Roemers pointierte These mag als Gegengewicht gegen eine in der Literatur immer wieder anzutreffende gedankenlose Gleichsetzung von modernem Geschichtsbewusstsein und Säkularisierung eine gewisse Berechtigung haben, sie ist jedoch ihrerseits einseitig und gibt ein schiefes Gesamtbild. Zwei Kritikpunkte müssen hier genügen: Erstens zieht Roemer seine weitreichenden Schlüsse auf der Basis relativ begrenzten Quellenmaterials. Wenn man andere Bereiche populärer jüdischer Geschichtskultur - wie z.B. die Mendelssohn- und Lessingfeiern oder die Emanzipationsfeiern - einbezieht, zeigt sich, dass ein bürgerlich-emanzipatorischer Fortschrittsglaube unter den deutschen Juden auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark und sogar dominierend blieb. Auch der kritische Impuls der Wissenschaft ließ sich nicht überall von den verbandspolitischen Bestrebungen nach Identitätsbildung durch Kodifizierung eines historischen „Erbes“ an die Kandare nehmen. Roemer geht ausführlich auf die nostalgische Rehabilitierung des Ghettos in der deutsch-jüdischen Geschichtskultur ein. Aber die kritischen Studien eines Isidor Kracauer, der die vormoderne Welt des Ghettos gerade nicht nostalgisch verklärte, sondern die materiellen und sozialen Lebensbedingungen in der Frankfurter Judengasse minutiös erforschte, erwähnt er mit keinem Wort. Kurz: Jüdische Geschichtskultur am Ende des 19. Jahrhunderts war - und dies ist der zweite Kritikpunkt - wesentlich pluralistischer und polyphoner als es Roemers These von der Wiederkehr der Religion suggeriert. Roemer entwickelt keinen theoretisch-systematischen Rahmen, mit dem er seinen Untersuchungsgegenstand auf den Begriff bringen kann. In seinem Sprachgebrauch differenziert er nicht zwischen verschiedenen Formen der Vergangenheitsrepräsentation und verwendet „history“, „memory“ oder „heritage“ ohne klar definierte Unterscheidung. Dadurch wird seine Darstellung oft unscharf und vage. Was er treffend als das populäre Geschichtsbild der jüdischen Geschichtsvereine herausarbeitet, müsste man mit David Lowenthal als „heritage“ bezeichnen: eine Sammlung von dekontextualisierten, zeitlosen Bildern, in denen die Grenzen zwischen Vergangenheit und Gegenwart im Dienste der Identitätsbildung aufgehoben sind. Bedeutet der nostalgisch geprägte Blick auf die authentisch gelebte Religiosität der

Vergangenheit, wie er z.B. in Adolph Kohuts prachtvoll illustrierter „Geschichte der deutschen Juden. Ein Hausbuch für die jüdische Familie“ (1898) zum Ausdruck kommt, aber eine Rückkehr zur Religion? Hier ist Skepsis angebracht. Ebenso wenig wie der urbanisierte deutsche Großstadtbürger durch die Romantisierung des Landlebens wieder zum Bauern wurde oder der Emigrant durch die nostalgische Verklärung seiner Heimat zum Rückwanderer, wurde der säkularisierte jüdische Bürger durch eine historische Vergegenwärtigung traditionell geprägter Lebenswelten wieder religiös. Hier handelt es sich doch eher um eine Begleiterscheinung der Säkularisierung, nicht um eine Alternative zu ihr. Diese Zusammenhänge hätten eine tiefere Reflektion verdient als sie in dieser sonst ideenreichen und immer anregenden Studie geboten werden.

### Projekte & Portale

- Am 22. Juli eröffnete im Schleswig-Holstein-Haus Schwerin eine Ausstellung zu den Arbeiten des Bildhauers **Arno Breker**: Dieser studierte 1920 - 1925 an der Düsseldorfer Akademie, 1924 erhielt er den ersten Staatsauftrag zur Gestaltung der Büste des SPD-Reichspräsidenten Friedrich Ebert, 1926 fertigte er eine Porträtbüste des Malers Otto Dix, 1935 des jüdischen Malers Max Liebermann. 1936 nahm er an der Olympischen Kunstausstellung in Berlin teil. 1937 folgte sein Eintritt in die NSDAP, 1937 - 1945 Professor einer Bildhauerklasse an der Hochschule für Bildende Künste in Berlin: In dieser Zeit entstanden zahlreicher Monumentalskulpturen, die bis heute das Bild des Künstlers in der Öffentlichkeit prägen. Gleichzeitig aber setzte er sich auch persönlich ein für bedrohte Künstler und Freunde wie Pablo Picasso, Dina Vierny, Hermann Blumenthal und den Verleger Peter Suhrkamp. Gezeigt werden bis zum 22. Oktober Skulpturen, Zeichnungen, Modelle, Fotos und Dokumente aus allen Schaffensperioden. Unter dem Titel „Zur Diskussion gestellt: Der Bildhauer Arno Breker“ soll die Schau den Disput über Kunst und Ideologie anregen. „Mit dieser Ausstellung, die den Versuch unternimmt, unterschiedliche Facetten von Brekers Kunst und Wirken zu beleuchten, betreten wir kulturpolitisches Neuland“, sagt Kulturdezernent Hermann Junghans. „Wir wollen dem Betrachter ermöglichen, sich ein eigenes Bild zu machen. Ob und wie weit die Kunst Arno Brekers durch Ideologie indoktriniert wurde und wie mit dem Wechsel einer ideologischen Vorherrschaft das Denken und die Kunst beeinflusst werden kann“, so Junghans weiter. Ein Ausstellungsprojekt zu Hitlers Lieblingsbildhauer löst auf jeden Fall zunächst unglaubliche Überraschung aus. Seit Ende des III. Reiches gab es in öffentlicher Trägerschaft keine Breker-Personalausstellung mehr. Kurator der Ausstellung Rudolf Conrades: „Breker muss gezeigt werden. Ob man Brekers „Stile“ mag oder nicht, ob man ihn verurteilt oder verehrt, ob man ihn - wie Dalí es tat zum größten Bildhauer des 20. Jahrhunderts erklärt - oder als heroischen Kitschproduzenten abtut, das sei jedem anheim gestellt. Ein Urteil kann jemand nur fällen, der das, was er beurteilt, auch vorher ansehen kann.“ Die Ausstellung soll ein Anfang sein für eine detaillierte Beschäftigung mit einem bislang in der Kunstgeschichte und in der Ausstellungspraxis ausgesparten Aspekt des Nationalsozialismus, der Skulptur des III. Reiches. Sie soll den historischen und kunstgeschichtlich Interessierten es ermöglichen, selbst hinzusehen und sich ein eigenes Bild zu machen. Die ausgestellten Werke sind Leihgaben von Arno Brekers Witwe. Alle Werke sind zu Lebzeiten Brekers gegossen worden. So stammen unter anderem die Skulpturen „Wager“ und „Wäger“ aus der Orangerieausstellung 1942 in Paris. Sie sind von dem französischen Gießer Alexis Rudier gegossen worden.

Finanziell unterstützt wird die städtische Ausstellung durch das Kultusministerium des Landes Mecklenburg-Vorpommern und die Sparkasse Schwerin. Zit. n. [www.schwerin.de](http://www.schwerin.de). Weitere Informationen zu Breker unter: [www.museum-arno-breker.org/](http://www.museum-arno-breker.org/)

### Tagungen & Themen

- Programm der **66. Deutsche Studentenhistorikertagung** (StuHiTa) des Arbeitskreises der Studentenhistoriker im CDA vom 6. - 8. Oktober 2006 in Münster. Freitag, 6. 10., 17.00 Uhr Empfang im Friedenssaal des Rathauses durch den Bürgermeister der Stadt Münster; ab 18:00 Uhr Begrüßungsabend – Gemeinsames Abendessen bei AV Zollern, Wegsende 11, 48143 Münster; Samstag, 7. 10., 10.00 Uhr Stadtführung, Treffpunkt: Rathaus am Prinzpalmarkt, anschl. Mittagessen; 15.00 Uhr Eröffnung der Studentenhistorikertagung auf dem Haus der B. Franconia, Himmelreichallee 47-49, 48149 Münster, 18.15 Uhr Regularien; 19.30 Uhr gemeinsames Abendprogramm auf dem Frankenhaus; Sonntag, 8. 10., 9.30 Uhr Fortsetzung der Studentenhistorikertagung. Vorträge: Hans Oscar Michatsch (DB): Die Akademischen Wehren in Münster 1919/1920; Florian Hoffmann, M. A. (KSCV): Koloniale Propaganda an der Universität: Der Akademische Kolonialbund (AKB), 1924 – 1936; Dr. Marian Füssel: „Riten der Gewalt“. Zur Geschichte der akademischen Deposition und des Pannalismus in der frühen Neuzeit; Marc Zirlewagen (VVDSt): Die Stiftung Deutsche Studentengeschichte; PD Dr. Barbara Krug-Richter: „Canis familiaris academicus“. Hunde in der studentischen Kultur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts; Klaus Gerstein (KSCV): „Mehr Licht ins schwarze Münster!“ Die Stiftung des Corps Rhenoguestphalia. Der Arbeitskreis der Studentenhistoriker ist mit der Deutschen Gesellschaft für Hochschulkunde und dem Convent Deutscher Akademiker-Verbände CDA verbunden. In den jährlichen Tagungen haben Studentenhistoriker Gelegenheit, ihre Arbeiten vorzutragen und zu besprechen. Der Arbeitskreis der Studentenhistoriker steht zur Mitarbeit allen offen, die sich als Referenten und Zuhörer an den jährlichen Tagungen beteiligen. Informationsorgan ist die Reihe GDS-Archiv, die Tagungsreferate erscheinen im wesentlichen im Jahrbuch des Vereins für corpsstudentische Geschichtsforschung Einst und Jetzt. Weiter unter: [www.studentenhistoriker.de](http://www.studentenhistoriker.de) (mit Hotelempfehlungen). Tagungsleiter: Klaus Gerstein, Trupbacherstr.145, D-57072 Siegen, T: 0271-370138, [klaus.gerstein@t-online.de](mailto:klaus.gerstein@t-online.de).
- Akademikertag des **Convents Deutscher Akademiker-verbände** (CDA) in Nürnberg, Datum: 27. - 29. Oktober, Thema: Studium oder Ausbildung – wohin führt die Entwicklung? Schirmherr: Prof. Dr. Karl Dieter Gröske, Rektor der Friedrich-Albert-Universität Erlangen-Nürnberg; Ort: Hotel Mercure, Dürrenhofstraße 8, 90402 Nürnberg, T: 0911-9949-420, H1141-SB@accor.com, Stichwort: CDA-Tagung (EZ = 76 EUR 76, DZ = 90 EUR). Freitag, 27. 10. ab 18 Uhr Begrüßungsabend auf dem Haus der Burschenschaft im SB Teutonia Nürnberg, Ebenseestr. 19, Nürnberg T: 0911-5472121; 28. 10. 10.00 Uhr Eröffnung durch Herrn Schön, Vorsitzender des CDA, Vortrag: „Wissenschaft als Standortfaktor – Anmerkungen zur Strategie von Wissenschaft und Hochschulpolitik“, Dr. Ludwig Spaenle, Vorsitzender des Ausschusses für Hochschule, Forschung und Kultur im Bayerischen Landtag, Vortrag: „Studium Bolognese – Konsequenzen für Lehre und Forschung an deutschen Hochschulen, Prof. Dr. Michael Braun, Rektor der Georg-Simon-Ohm Fachhochschule Nürnberg, 14.30 Uhr Podiumsdiskussion mit Dr. Günther v. Lojewski (DS) als Moderator, Frau Usular Poller, M.A.stellv.



Hauptgeschäftsführerin der IHK Nürnberg, Leiterin Geschäftsbereich Berufsbildung, Dr. Ludwig Spaenle, MdL, Prof. Dr. Michael Braun, Dr. med. Dr. phil. Günter Niklewski, medizinischer Leiter des Klinikums Süd in Nürnberg. 19.00 Uhr Gemütliches Beisammensein im Mautkeller, Barfuß, Hallplatz 2. 29. 10. 11 Uhr CDA-Convent auf dem Haus der L. Hansea, Tetzelsasse 25, unter: [www.akademikerverbaende.de](http://www.akademikerverbaende.de), Kontakt: C-A. Revenstorff [CDA@Revenstorff.de](mailto:CDA@Revenstorff.de)

- Tagungsprogramm **Universität und Musik im Ostseeraum** (Musica Baltica 2006), Greifswald; Prof. Dr. Walter Werbeck, Institut für Kirchenmusik & Musikwissenschaft der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Greifswald, 13. - 15. 9. 2006, Alfried Krupp Wissenschaftskolleg. Mittwoch, 13. 9., 15.00 Uhr Eröffnung: Musik, Grußworte; Werner Braun (Saarbrücken): Aspekte des Klingenden. Zur Thematik in Universitätsschriften zwischen 1600 und 1750; Rainer Bayreuther (Weimar/Jena): Musikausbildung zwischen 1550 und 1650 an der Artistenfakultät der Uni Jena; Gudrun Viergutz (Jyväskylä): Das Musikprogramm bei den Einweihungsfeierlichkeiten der Universität Turku im Jahre 1640. Donnerstag, 14. 9., 9.00 Uhr, Danuta Szlagowska (Danzig): Music for the Professors of Gymnasium Dantiscanum; Danuta Popinigis (Danzig): In Zusammenarbeit mit dem Rektor - Musik von Thomas Struthius; Jolanta Wozniak (Danzig): Festkantate von F. Th. Kniewel (1817) zur Feier der Vereinigung des Akademischen Gymnasiums mit der Marienschule in Danzig; Jerzy M. Michalak (Danzig): Die Musik am Danziger Gymnasium 1817-1914; Violetta Kostka (Danzig): Students' performances of operas in the Academy of Music in Gdansk; Klaus-Peter Koch (Bonn): Studentische Orgel- und Lautentabulaturen im Ostseeraum des 16./17. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für die Vermittlung europäischen Repertoires; Felix Pourtov (Leipzig): Absolventen der deutschen Universitäten als Musikverleger in St. Petersburg im 18. Jahrhundert; **Harald Lönnecker** (Koblenz): „Goldenes Leben im Gesang!“ – Gründung und Entwicklung Akademischer Gesangsvereine an den Universitäten des Ostseeraums im 19. Jahrhundert; Andreas Waczkat (Münster): Die ersten akademischen Musiklehrer des 19. Jahrhunderts an der Universität Rostock; 15. 9., Wladimir Gurewitsch (St. Petersburg): Die Universitätsmusik in St. Petersburg: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft; Geiu Rohla (Tallin): Die Musikpflege und der Wirkungskreis eines Musiklehrers an der Kaiserlichen Universität in Dorpat/Tartu (1807-1893); Karl Traugott Goldbach (Weimar): Die musiktheoretische Lehre der Naturwissenschaftler Arthur von Oettingen und Wilhelm Ostwald an der Universität Dorpat; Lucian Schiwietz (Bonn): Musikausbildung für den Dienst in Kirche und Schule an der Universität Königsberg; Folke Bohlin (Lund): Deutsche Einflüsse auf die Einführung von musikwissenschaftlichem Unterricht in Schweden; Urve Lippus (Tallin): The theme of Baltic music history in the letters of Elmar Arro to Karl Leichter; Peter Tenhaef (Greifswald): Die Rolle der Musik in akademischen Festakten der Universität Greifswald; Ekkehard Ochs (Greifswald): Eine historisch verspätete Entwicklung - Musik als Exerzitium und akademisches Lehrfach an der Universität Greifswald im 19. und beginnenden 20. Jh.; Holger Kaminski (Hamburg): Friedrich Reinbrecht als Königlicher Musikdirektor und Akademischer Musiklehrer in Greifswald (1898-1907); **Eckhard Oberdörfer** (Greifswald): Zwischen Anpassung und Aufmüpfigkeit – Studentenslied in Greifswald zu DDR-Zeiten. Weitere Hinweise unter: [www.uni-greifswald.de/~kimu-muwi/index%201.html](http://www.uni-greifswald.de/~kimu-muwi/index%201.html)

- Tagungsbericht: **Orte der Gelahrtheit: Vom "Funktionieren" deutscher Universitäten im 17. und 18. Jahrhundert**, Veranstalter: Nachwuchsgruppe „Universitätsgeschichte“, Friedrich-Schiller-Universität Jena, von Sebastian Kusche, unter: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1279>
- Neue Wettiner Forschungen: **Sächsische Hochschulen** im 16. - 18. Jahrhundert – Tagung des Forschungszentrums Gotha für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien der Universität Erfurt (FGE), Prof. Dr. Dieter Stievermann, Europäische Geschichte, Geschichte der Frühen Neuzeit (Universität Erfurt) in Verbindung mit Prof. Dr. Manfred Rudersdorf (Universität Leipzig) und Prof. Dr. Georg Schmidt (FSU Jena), 16. - 17. 6. 2006, Gotha, Tagungsbericht von: Stefan Wallentin, unter: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1289>
- **Hochschulen und politische Systemwechsel** – Vergleich 1933 und 1945, Forschungsschwerpunkt Zeitgeschichte, Institut für Geschichte der Medizin im Zentrum für Human- und Geisteswissenschaften der Charité – Universitätsmedizin Berlin, Sabine Schleiermacher, Andreas Malycha, Udo Schagen, Johannes Vossen, 15. - 17. 6. 2006, Berlin, Tagungsbericht von: Annette Hinz-Wessels, unter: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1243>

#### Arbeitshilfen & Archiv

- **„Zwischen Freiheit und Solidarität. Die Studentenverbindung als moderne Nonprofit-Organisation“**, Vortrag anlässlich der Akademischen Feierstunde des 138. Pfingstkongresses des Coburger Convents am 5. Juni 2006 in Coburg, von Prof. Dr. Rolf Eschenbach (L. Bavaria Weihenstephan) vom Institut für Unternehmensführung der Wirtschaftsuniversität Wien: „Nonprofit-Organisationen (NPOs) haben in deutschsprachigen Europa eine Tradition, die bis in das 19. Jahrhundert zurückreicht. Die moderne bürgerliche Gesellschaft löste damals die ständische, noch mittelalterlich geprägte ab. Das war die Zeit, in der auch viele der heutigen Studentenverbindungen entstanden. Die Wurzeln der NPOs reichen indes viel tiefer bis in das Mittelalter der Zünfte, Gilden und kirchlichen Stiftungen zurück. (Anheier 20) In der Schweiz sind bis heute fortlebende Vorgänger Allmende-Genossenschaften (Wagner 45). Die Geisteshaltung des Föderalismus' und der Selbstverwaltung ist ein Fundament auch moderner NPOs geblieben. (Wagner 50, Badelt 64) Ihre typischen Organisationsformen sind Vereine, Genossenschaften und Verbände. (Badelt 69) Ihre hohe gesellschaftliche und wirtschaftliche Bedeutung weisen NPOs mit eindrucksvollen Zahlen nach: Das ökonomische Gewicht in Deutschland unterstreicht das Äquivalent von mehr als einer Million Vollzeit Arbeitsplätzen. Das bedeutet, daß jeder zehnte Arbeitsplatz im Dienstleistungsbereich durch NPOs geschaffen wurde. In Österreich beträgt allein der Wert der ehrenamtlichen Arbeit durch NPOs nach Schätzungen mindestens 8% des Arbeitskräftevolumens der unselbständig Erwerbstätigen. (Badelt 77) Das Wachstum ist derzeit höher als das der übrigen Wirtschaft und der öffentlichen Hände. Es hat in den letzten 40 Jahren ständig zugenommen und steigt weiter. Die allgemeine gesellschaftliche Alterung fördert die Bedeutung der NPOs in zweierlei Weise. Einmal stehen immer mehr ältere, arbeitsfähige und -willige Menschen als Freiwillige und Ehrenamtliche zur Verfügung. Andererseits benötigen immer mehr Ältere soziale Hilfe, die sie vom Staat nicht im wünschenswerten Umfang erhalten und immer mehr Menschen machen von



kulturellen, touristischen, sportlichen und spirituellen Angeboten von NPOs Gebrauch. Hinter diesem Wachstum steckt zu einem guten Teil ein Phänomen, das die Fachleute als Staatsversagen bezeichnen. Soziale und kulturelle Standards, Breitensport, Katastrophenvorsorge, Seelsorge und auch manches Studentenheim könnten neben vielem anderen ohne NPOs und ihr Spendenwesen und ohne die dort tätigen ehrenamtlich Freiwilligen nicht aufrecht erhalten werden. Entgegen landläufiger Meinung gehört es nicht zum Charakteristikum einer NPO, daß sie keinen Gewinn erzielen darf. Große NPOs wie etwa das Rote Kreuz oder die Caritas, Universitäten, bedeutende Orchester und Museen verfügen über Millionenbudgets und sind durchaus in der Lage, partiell ansehnliche Überschüsse zu erzielen. Ihr gemeinsames Kennzeichen ist die Tatsache, daß NPOs ihre Überschüsse oder Gewinne nicht an ihre Mitglieder ausschütten. Wer hat je davon gehört, daß ein Amateurfußballverein, ein Rotary- oder Lionsclub, eine Kirchengemeinde, Green Peace oder eine politische Partei Überschüsse an Mitglieder ausschüttet? Eine Studentenverbindung, wie wir sie kennen, das sind heute zwei oder drei Dutzend Aktive und wenige hundert inaktive Burschen, seltener auch junge Frauen, und Alte Herren. In ihrer Struktur und Organisation sind sich die Verbindungen sehr ähnlich. Es spielt dabei keine Rolle, welchem Verband sie zugehören, ob sie Farben tragen, schlagen oder kirchlich ausgerichtet sind. - In der NPO-Literatur habe ich nur einen einzigen Hinweis auf Studentenverbindungen als NPOs gefunden. Badelt bezeichnet sie als Vorfeldorganisationen der Kirche. Kein Wunder, Badelt ist Wiener und hat dabei an katholische Studentenverbindungen gedacht. (Badelt 68) – Studentenverbindungen passen perfekt in das sehr bunte Mosaik der NPOs: - Sie sind dezentral/föderalistisch organisiert. - Ihre Leistungen verdanken sie dem ehrenamtlichen Einsatz und der Spendenbereitschaft ihrer Mitglieder. - Ihre Leistungen stellen sie ihren Mitgliedern (Eigenleistungs-NPO), aber darüber hinaus auch der Öffentlichkeit zur Verfügung. - Sie schütten keine finanziellen Überschüsse aus. - Sie haben eine Mission, die sie gewöhnlich in einem kurzen Missionsstatement zusammenfassen (Wahlspruch). Dabei macht es keinen Unterschied, was die Gründungsmission der Verbindung bei ihrer Gründung einmal war. Wir kennen die Ursprünge: Landsmannschaftliche Verbundenheit in der fremden Universitätsstadt, Landesväterliche Fürsorge für die Landeskinder in der Fremde, gemeinsame berufliche Interessen oder Fakultätszugehörigkeiten. Manche Verbindungen sind als technisch/wissenschaftliche Vereine entstanden, wie bei den Landwirten und Ingenieuren oder auch bei meinem Bund der Bavaria aus der Berufsverbundenheit der Bierbrauer und Mälzer. Oder denken wir an die Bubenreuther in Erlangen. Weiters: Ein politisch/gesellschaftliches Anliegen - 1848, Die Turnerschaften und die Sängerschaften tragen ihre Gründungsidee seit jeher und bis heute im Namen. In allen Fällen sind NPO-typische Wurzeln erkennbar und es scheint auch kein Zufall zu sein, daß die Geburtsstunden der Studentenverbindungen in eine Zeit reichen, in der auch zahlreiche typische NPOs gegründet wurden. Die gleichen Wurzeln, die gleichen Organisationsformen, das gleiche Prinzip der Ehrenamtlichkeit, Finanzierung durch Spenden, das Verbot der Gewinnausschüttung. Bedarf es noch mehr der Analogien? Nein! Studentenverbindungen sind wirkliche und sogar sehr typische Nonprofit-Organisationen. Und das bedeutet, sie sollten sich dieser großen, im Allgemeinen in der Gesellschaft angesehenen und in ihrer Gesamtheit auch mächtigen gesellschaftlichen Gruppierung, die die Wissenschaft den Dritten Sektor nennt, bewußt zugehörig fühlen. Wer das akzeptiert, der kann am know how und der Managementenerfahrung teilhaben, die die NPOs in den letzten 30 Jahren geschaffen haben (Eschenbach 13ff). Es gibt sogar an Universitäten spezialisierte Institute. Die bekanntesten und ältesten

findet man in Freiburg in der Schweiz und in Wien. Wer die Zugehörigkeit zum Dritten Sektor bewußt akzeptiert, der kann teilhaben am gesellschaftlichen Ansehen der NPOs im allgemeinen. Der kann andererseits auch etwas wichtiges in die Community der NPOs einbringen, weil er beispielsweise über Zugang zur Jugend und zu Akademikern aller nur denkbaren Arten und zur deren Netzwerken verfügt. Freilich wird die einzelne Verbindung wenig oder allenfalls in kleinen Hochschulstädten begrenzt eine Rolle im großen, ständig wachsenden Konzert der NPOs spielen können. Aber über die Grenzen der großen Korporationsverbände hinausgedacht und gemeinsam handelnd, könnten sich die Verbindungen Anschluß an eine moderne, wachsende und erfolgreiche gesellschaftliche Kraft verschaffen – den dritten Sektor. Die Gemeinschaft der NPOs wartet sicher nicht geschlossen auf die Studentenverbindungen. Manche Strömungen dort werden sich auch gegen Kontakte mit Verbindungen sperren. Es kann auch kein kurzfristiger Erfolg versprochen werden. Aber man sollte zunächst die einzelnen Verbindungen innerlich für einen solchen Schritt vorbereiten – die Aufgabe für eine Generation. Und erst dann zusammen mit anderen den Versuch machen, in einem neuen Kreis heimisch zu werden mit der Chance, dort als Bereicherung aufgenommen und anerkannt zu werden. Dazu bedarf es keines förmlichen Verfahrens. Die Zugehörigkeit entsteht aus Commitment und Gewohnheit. Wo könnte der Platz für Verbindungen im Weltorchester der NPOs sein? Eine generelle Antwort auf eine solche allgemeine Frage läßt sich nicht geben. Ist schon die Vielfalt unter den Studentenverbindungen groß, so wirkt sie klein im Vergleich zur Vielgestaltigkeit der NPOs. Die freiwillige Feuerwehr in Laa an der Thaya unterscheidet sich von „Ärzte ohne Grenzen“ oder einem Ordenskrankenhaus mindestens so stark wie eine Floristinnenverbindung in Weihenstephan von einer Burschenschaft in Berlin. Und doch vereint sie etwas: Sie sind NPOs und haben in soweit im Kern eine Menge gleicher Interessen und Probleme zu deren Bewältigung sie ähnliches know how einsetzen können. Bei den Studentenverbindungen reicht das kennzeichnende, spezifische Spektrum des Engagements von der Freiheit bis zur Solidarität. Von der Freiheit sprechen und vor allem singen die Verbindungen seit jeher gern und meist lautstark. So manche Festrede am Stiftungsfest wird um Freiheitsbegriffe, mehr oder weniger poetisch herumgerankt. Wahlsprüche sonder Zahl in Stein gemeißelt, in Holz geschnitzt, in Zinn gegossen, auf Fahnen gestickt. Seit es die DDR nicht mehr gibt, beklagen wir Unfreiheit weiter weg von uns, aber nicht weniger nachdrücklich. „Freiheit, die ich meine“ ist in diesem Zusammenhang etwas Individuelles, das jeder anders erlebt und erstrebt. Und unter der großen Fahne der Freiheit ist Raum für große und kleine Ansprüche. Das Freiheitspostulat ist ungenau genug, damit sich viele unter ihm versammeln können. Im Kreise der NPOs finden die freiheitsbewußten Verbindungen zahlreiche Gesinnungsgenossen. Zur Freiheit im persönlichen und politischen Sinne, wie sie auch den Verbindungen vorschwebt, kommen Freiheit von Not und Freiheit von Furcht und Freiheit von Zwang als ideelle Ziele. Ich meine, das sind Freiheitspostulate, denen nachzustreben notwendig, verdientvoll und zugleich ehrenhaft ist. Von den NPOs, vielleicht von den politischen Parteien abgesehen, kann man lernen, denn sie sind meist in ihren Bemühungen für ihre Freiheitsziele recht konkret und ihre Erfolge oder Mißerfolge sind meßbar, weil man sie zählen und „vermarkten“ kann. (Sie werden einem Betriebswirt nachsehen, daß ich diesen Ausdruck aus der Sprache der Manager gebrauche.) Sie können exakt das, was Verbindungen im allgemeinen nicht können oder doch nur innerhalb ihrer kleinen Zirkel und von der Allgemeinheit kaum bemerkt. Von positiver Medienpräsenz im Zusammenhang mit der Freiheitsvision kann bei den

Studentenverbindungen nicht die Rede sein. Warum eigentlich nicht? Wenn Studentenverbindungen sich ausdrücklich zu den NPOs bekennen, dann könnten sie am problemlosesten an deren Freiheitsvision anknüpfen und ihre eigene pflegen und vielleicht verbreiten. Das wäre angemessen, gewohnt und authentisch sowohl in der Wirkung nach außen als auch nach innen. Nach außen ließe sich gesellschaftliches Ansehen gewinnen und verstärken, nach innen Solidarität. Und dabei können die Studentenverbindungen sich sogar auf eine 150 Jahre alte Tradition berufen. Im Revolutionsjahr 1848 standen Studenten und Arbeiter unter derselben schwarz-rot-goldenen Fahne auf den Barrikaden im Kampf um bürgerliche Rechte. Freiheit und Solidarität schließen einander nicht aus. Sie verstärken einander. Wer Freiheit gewährt und genießt stärkt die solidarische Gemeinschaft zu der er sich zugehörig fühlt. Wer solidarischen Schutz beansprucht und gewährt, gewinnt Freiheitsräume, weil seine Gemeinschaft ihm den Rücken frei hält. Von der Solidarität leben die Studentenverbindungen sicher noch stärker als vom Freiheitspostulat, nur gehört die Vokabel Solidarität nicht zu ihrem Wortschatz und im Allgemeinen Deutschen Kommersbuch kommt das Wort ebenfalls nicht vor, in Umschreibungen aber umso mehr. Da wird die Gemeinschaft und die Freundschaft besungen in guten wie in schlechten Tagen, die Treue – nämlich zur Heimat im einzelnen und zum Vaterland im allgemeinen und seinen Bewohnern, zur Universität, zu seinem Bund mit seinen Bundes-, Korps- und anderen Brüdern. Solidarität tritt als Harmonie auf, die als drei Klänge durchs Burschenleben tönt – „hold und rein“, wie vor 130 Jahren gedichtet wurde. Und nicht zu vergessen – die Liebe in allen nur denkbaren Formen. Solidarität wird aber keineswegs nur in Kommersliedern gefeiert, sondern im alltäglichen Verbindungsleben bewiesen. Wie viele Studentenheime unterhalten die Verbindungen, wie viele Mittagstische, wie viele Lerngemeinschaften und Fachbibliotheken, wie viele Computerarbeitsplätze, wie viel Sportveranstaltungen? Wie viele Ferial- und Praktikumsstellen stellt das Netzwerk der Altherrenverbände zur Verfügung, wie viele Preise für wissenschaftliche Arbeiten und wie viele Stipendien werden vergeben? Solidarische Gesinnung gehört in den meisten NPOs zur ideologischen Grundlage. Solidarismus ist ein sozialphilosophischer Entwurf, der individualistische, sozialistische und universalistische Gedankengänge verbindet (dtv 17/110). Er erkennt die Freiheit des Individuums und das Privateigentum an, verlangt aber vom Einzelnen Rücksicht auf das Wohl des sozialen Ganzen und tätige Hilfeleistung, auch unter persönlichen Opfern. Erkennen wir nicht dabei manche Satzungsbestimmung in unseren Bünden, manchen Conventsbeschluß? Die katholische Soziallehre deutet Solidarität als das erstrebenswerte Verhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft. Die Forderung nach Solidarität ist gleichermaßen konstitutiver Bestandteil des studentischen Verbindungslebens und Grundlage und Selbstverständnis der allermeisten NPOs. Der Kreis schließt sich. Studentische Verbindungen sind NPOs in ihrer ausgeprägtesten Form, sie wissen es oft nicht und zählen sich daher nicht ausdrücklich zum dritten Sektor – aber tatsächlich gehören sie dazu. Die studentischen Verbindungen und ihre Verbände sollten ideologische Barrieren überwinden, sich auf ihre Qualitäten und Stärken besinnen, die moderner nicht sein könnten und sich unter Wahrung ihres traditionellen Freiheitsanspruchs in eine größere Solidargemeinschaft einpassen – in Gedanken und in Taten. Sie sollten dabei aktiv auftreten und nicht wie bisher meist rechtfertigend und verteidigend. Herkunft schafft und sichert Zukunft!“

## Gemeinschaft für Deutsche Studentengeschichte (GDS)

### Vorstand:

*Dr. Friedhelm Golücke, 1. Vorsitzender, Institut für Deutsche Studentengeschichte, [fgoluecke@t-online.de](mailto:fgoluecke@t-online.de)*

*Pfr. em. Detlef Frische, 2. Vorsitzender, GDS-Geschäftsstelle, Redaktion Studentenkurier, [akadpress@t-online.de](mailto:akadpress@t-online.de)*

*Dr. Raimund Neuß, 3. Vorsitzender, SH-Verlag, ☎ 0221 – 9624437, [drneuss@aol.com](mailto:drneuss@aol.com)*

*Dr. Bernhard Grün, Schriftführer, Kleine Schriften, GDS-Archiv, [gds-archiv@gds-web.de](mailto:gds-archiv@gds-web.de)*

*Siegfried Schieweck-Mauk, Kassier, [GDS\\_Kassenwart@gmx.de](mailto:GDS_Kassenwart@gmx.de)*

*Raimund Lang, Veranstaltungen, [raimund.lang@gmx.de](mailto:raimund.lang@gmx.de)*

*Dipl.-Math. Stephan Eichhorn, GDS-Stiftung, [stephan.eichhorn@wingolf.org](mailto:stephan.eichhorn@wingolf.org)*

*Marc Zirlewagen, M. A., GDS-Stiftung, [marc.zirlewagen@t-online.de](mailto:marc.zirlewagen@t-online.de)*

### Beisitzer:

*Werner Essl, Mitgliederbetreuung, [wessl@t-online.de](mailto:wessl@t-online.de)*

*Dr. Wolfgang Löhr, [wolfgang.loehr@gmx.de](mailto:wolfgang.loehr@gmx.de)*

*Dr. Harald Lönnecker, M. A., [loe.spetz@web.de](mailto:loe.spetz@web.de)*

*Thomas Schindler, M.A., [schindler@hassfurt.de](mailto:schindler@hassfurt.de)*

*Dr. Matthias Stickler, ASH-Reihe, [matthias.stickler@mail.uni-wuerzburg.de](mailto:matthias.stickler@mail.uni-wuerzburg.de)*

*Dr. Paul Warmbrunn GDS-Vereinsarchiv, [pwarmbrunn@aol.com](mailto:pwarmbrunn@aol.com)*

- **Wir tun eine Menge für Ihr Geld.** Die Gemeinschaft für Deutsche Studentengeschichte e. V. (GDS) wurde 1974 gegründet. Von damals bis heute finanziert sie ihre Arbeit aus den Beiträgen ihrer mittlerweile über 2.000 Mitglieder. In ihren Schriftenreihen und ihrer Zeitschrift *Studenten-Kurier* veröffentlicht sie neueste Forschungsergebnisse und aktuelle Nachrichten. Sie veranstaltet Tagungen zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Korporationswesens, baut das *Institut für Deutsche Studentengeschichte* auf und unterstützt die von ihr gegründete *Stiftung Deutsche Studentengeschichte*.
- **Was die GDS macht, entscheiden Sie.** Über den Kurs der GDS bestimmen Mitgliederversammlungen. Sie legen fest, wie die Mitgliedsbeiträge verwendet werden, welche Veröffentlichungen herauskommen und an die Mitglieder verschickt werden und wie das Tagungsprogramm aussehen soll. Da andererseits nicht jedes Mitglied zu den Mitgliederversammlungen anreisen kann und möchte, veranstalten wir Mitgliederumfragen.
- **Der Beitritt ist eine lohnende Sache.** Ein gutes Gefühl, mit seinem Mitgliedsbeitrag sinnvolle Projekte zu fördern, über die man selbst mitbestimmt. Aber der Beitritt zur GDS lohnt sich auch ganz unmittelbar für jeden. Bei einem geringen, steuerlich absetzbaren Jahresbeitrag erhalten alle Mitglieder ohne weitere Berechnung viermal im Jahr den *Studenten-Kurier*. In der Regel einmal jährlich kommt ein aufwendiges Buch hinzu. Das wäre Grund genug für Ihren Beitritt, aber es gibt noch einen weiteren Vorteil: Alle GDS-Mitglieder erhalten Sonderpreise bei Buchbestellungen über die SH-Verlag GmbH, Osterather Straße 42, D-50793 Köln bzw. **Bestellformular im Anhang**.

## Studentenkurier 1 (2006)

### Aus dem Inhalt:

- Das historische Datum: Vor 100 Jahren starb Carl Schurz
- Der studentische Baedeker: Im Schatten der Kathedrale: Straßburg
- Von der Österreichischen Studentenhistorikertagung in Klagenfurt
- Ein studentisches Bittgedicht des 15. Jahrhunderts
- Wer war es?: Ein Preisrätsel um Korporierte, die Spuren hinterließen
- Wieder auf einer deutschen Bühne: Alberto Franchettis Oper "Germania"
- Das Hochschulporträt: Mönchengladbach: Kirmes, Karneval und Korporationen
- Repetita non placent! SPD und studentische Korporationen
- Vorankündigung: GDS-Liedseminar "Prag"
- Büchermarkt und Neuerscheinungen



Sie möchten den Studentenkurier kennenlernen? Fordern Sie unverbindlich ein Probeexemplar an unter: [akadpress@t-online.de](mailto:akadpress@t-online.de)

## Termine

2006		
<b>September</b>	2. 16. 23. 30.	116. <b>Staffelsteinkommers</b> von WSC & KSCV, Gaststätte Grüner Baum CV-Vorortsübergabekommers in <b>Weiden</b> , <a href="mailto:or@vorort-aenania.de">or@vorort-aenania.de</a> bzw. <a href="http://www.vorort-aenania.de">www.vorort-aenania.de</a> Kommers CV-Zirkel <b>Friesoythe</b> im „Forum am Hansaplatz“ aus Anlaß des 50-jährigen Bestehens, <a href="mailto:cv.friesoythe@ewetel.net">cv.friesoythe@ewetel.net</a> Interkorporative Kneipe in <b>Karlsruhe</b> , <a href="http://www.studentenkultur.org/inter-kneipe.htm">www.studentenkultur.org/inter-kneipe.htm</a>
<b>Oktober</b>	6. – 8. 15. 17. 20. 23. – 30. 25. – 29. 28. – 29.	Deutsche Studentenhistorikertagung in <b>Münster</b> Premiere Oper „Germania“ von Alberto Franchetti, Deutsche Oper <b>Berlin</b> (Thema: Befreiungskriege und Theodor Körner) Universität <b>Greifswald</b> : Festakt im Dom und Wiedereröffnung der barocken Aula Hochschulpolitische Podiumsdiskussion von CV, KV, UV, Konrad-Adenauer- und Bertelsmannstiftung in <b>Berlin</b> <b>GDS</b> -Flandernreise Kartellverbandsversammlung des EKV in <b>Brüssel</b> und <b>Alst</b> . Akademikertag und Herbstconvent des CDA/CDK in <b>Nürnberg</b>
<b>November</b>	4.	Bonner Burschenschaftlerball, Redoute <b>Bad Godesberg</b> .
<b>Dezember</b>	15. – 17.	Thomastag in <b>Nürnberg</b>
2007		
<b>Januar</b>	20.	125 Jahre VAB <b>Berlin</b> 2007, Logenhaus, <a href="mailto:info@vab-berlin.de">info@vab-berlin.de</a>
<b>Juni</b>	2.	21. Rudelsburgkommers der <b>Rudelsburgallianz</b> (RA)
<b>September</b>	21. – 23.	<b>GDS-Liederwochenende</b> zum Thema: Das Prager Studentenlied, Ort: Bad Schandau, Sächs. Schweiz
<b>Oktober</b>	5. – 7.	Deutsche Studentenhistorikertagung <b>Gießen</b>

**Ich will mich näher informieren.** Senden Sie mir bitte völlig **unverbindlich** ein Ansichtsexemplar der GDS-Mitgliederzeitschrift **Studenten-Kurier**.

Name, Vorname: .....

Straße: .....

PLZ, Ort: .....

Verbindung (optional) .....

**Ich trete der GDS bei.** Mein jährlicher Mitgliedsbeitrag: 20,- Euro \* (bei Lastschrift einzug); sonst 25,- Euro \* / bis 28 Jahre 15,- Euro \* (nur bei Lastschrifteinzug). Ich ermächtige die GDS, den jeweiligen Jahresbeitrag von meinem Konto einzuziehen.

Diese Ermächtigung kann ich jederzeit widerrufen. \* Nicht Zutreffendes streichen!

Datum, Unterschrift: .....

Kontonummer: ..... Bankleitzahl: .....

Bank: .....

**Ich bestelle aus diesem Katalog gegen Rechnung:**

.....

.....

Datum, Unterschrift: ..... Ich bin GDS-Mitglied:    ja    nein

Bitte  
frankieren

Postkarte

GDS e. V.

Gemeinschaft für deutsche  
Studentengeschichte

Oberstraße 45

45134 Essen

Deutschland